Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 78 (1982)

Heft: 1-2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Buchbesprechungen - Comptes rendus de livres

Scottish Studies. Vol. 24, 1980. Edinburgh, School of Scottish Studies, University of Edinburgh. IV, 117 S., 1 Abb., 2 Karten.

Das vorliegende Heft enthält fünf Aufsätze mit Themen der schottischen Volkskunde und verwandter Gebiete. *John MacQueen*, der Redaktor der Zeitschrift und Direktor der School of Scottish Studies geht auf den Zusammenhang der Viten der drei ältesten schottischen Heiligen Nynia, Kentigern und Servanus mit Mythen ein. Hingewiesen sei auf die Anmerkung sechs, welche die Motive der Nynia-Vita nach den Nummern des Thompsonschen Motiv-Indexes zusammenstellt. *Philip Goldring* geht der Frage nach, weshalb die Hudson Bay Company die schottische Insel Lewis für die Anwerbung von Leuten ausgesucht hat; er beschreibt die Stellung des Agenten der Company in Stornoway auf Lewis und die Anreize und Gründe für die Anwerbung. *Alan Bruford* stellt verschiedene «Legends of the piper in the cave» zusammen, der pfeifend in die Höhle hineingeht, aber nie mehr gesehen wird; er weist dabei auf den Einfluss der «traveller storytelling tradition» hin, die die Wanderung von Sagen erklären könnte. *C.W.J. Withers* prüft die Grenzen der gälischsprechenden Teile von Schottland nach auf Grund von vier Listen vom Ende des 17. Jahrhunderts, die mit der Verteilung von Bibeln in irischer Sprache in den gälisch-schottischen Kirchgemeinden zu tun hatten. *Sheila Douglas* bringt den Text von einer der berühmten *immram* (fabelhafte Reiseberichte), wie sie 1979 von einem alten Mann erzählt wurde, der sie 1920 von seinem Vater gehört hatte. Die Geschichte findet sich sehr ähnlich gedruckt 1879. Die auffallenden Vergleichspunkte werden herausgehoben. Wildhaber

International Folklore Review. Folklore Studies from Overseas. Edited by Venetia Newall. Vol. 1, 1981. London, New Abbey Publications. 80 p., ill.

Die Unternehmungsfreude und die Energie von Venetia Newall sind bewundernswert. Nun gibt sie auch eine eigene Zeitschrift heraus: «International Folklore Review», die als Jahrbuch geplant zu sein scheint (Bestellungen bei American Book Service, The Chapter House Bookshop, 12 Gregories Road, Beaconsfield, Buckinghamshire HP9 1HQ, England). Sie hofft damit «to assist in promoting the growth of international understanding and co-operation». So sind denn schon in ihrem ersten Band die USA, Deutschland, die Schweiz, Bulgarien, Rumänien und Ungarn mit Beiträgen vertreten. Von seiten der USA sind es Dan Ben-Amos (einem Dorson-Schüler, der heute Lecturer an der University of Pennsylvania ist) mit einem Aufsatz über «Nationalism and Nihilism: The Attitudes of Two Hebrew Authors Towards Folklore» (es handelt sich um Joseph Hayyim Brenner und Shmuel Yosef Agnon), ferner um Elisabeth Tucker mit einem typisch amerikanischen Thema: «The Cruel Mother in Stories Told by Pre-Adolescent Girls» (es geht um die «mommy, mommy jokes» – die Verwandtschaft mit den Hamburger Klein-Erna-Geschichten aufweisen – und ihre psychologische Erklärung). Ganz besonders hervorheben aber möchte ich die Studie von Yvonne Milspaw, weil sie ein ungewöhmliches, ausserordentlich interessantes Thema aufgreift: «Folklore and the Nuclear Age: The Harrisburg Disaster at Three Mile Island». Für diese Katastrophe gibt es keine Parallelen wie bei den Naturkatastrophen; sie ist erstmalig, und gerade deshalb ist die volkstümliche Reaktion darauf so aufschlussreich. Yvonne Milspaw, die in der Nähe von Harrisburg wohnt, hat alles gesammelt, was als Reaktion in Erzählstoffen seinen Niederschlag fand. Linda Dégh's Abhandlung befasst sich mit dem ihr besonders vertrauten Thema der Sagen, dem «ritual of storytelling»: «The Magic Tale and its Magic», in der das Verhältnis von Märchen und Sage zur Magie, Wirklichkeit und Unwirklichkeit untersucht wird. – Deutschland ist vertreten mit einem Aufsatz von R. W. Brednich über «The International Folklore Bibliography», in dem er

auf das Werden dieser Bibliographie eingeht und mögliche – erwünschte oder notwendige – Weiterentwicklungen aufweist. – Für die Schweiz habe ich einen Beitrag über «Animal Portraits» geliefert; er führt Beispiele solcher volkstümlicher Tierportraits aus der Schweiz, Deutschland, Belgien, den Niederlanden, England und den USA an (mit 25 Abildungen). – Vilmos Voigt beschreibt das Vorgehen bei dem Forschungsprojekt über die 1. Mai-Feier in Budapest: «A Semiotic Investigation of the 1st of May Celebrations in Budapest During the 1970s: A Brief Report». – Romulus Vulcanescu bringt schöne Beispiele zum Baumkult in Rumänien: «Funeral Trees in Romanian Traditional Culture»; diese «Begräbnisbäume» sind rechtlich interessant; es handelt sich um Obstbäume, die vom Sterbenden jemand zu treuen Handen übergeben werden, der nun das Nutzrecht über ihre Früchte erhält. Eine andere Art von «Bäumen» bilden Zweige, meist von Waldbäumen; ihre Funktion und Behandlung im Totenbrauchtum wird erörtert. – Die 1300-Jahr-Feier des bulgarischen Staates bildet den Anlass zu zwei Aufsätzen des Akademikers Peter Dinekov, in denen er kurz auf die Geschichte der Folkloreforschung in Bulgarien eingeht. Den bulgarischen Hauptbeitrag aber liefert Stefana Stoikova: «The Development of Bulgarian Song Folklore». Sie spricht darin von epischen und geschichtlichen Liedern, von Liedern der Heiducken, von rituellen Liedern (Weihnachts-«carols», Lieder zum Lazarustag, Hochzeits- und Klagelieder) und von solchen des täglichen Lebens (Liebeslieder) und der Arbeit, von revolutionären und Antifaschistenliedern. Heute ist die funktionelle Seite für Volkslieder nicht mehr vorhanden, dafür wird die ästhetische Seite vermehrt gepflegt. Die mündliche Tradition der Lieder ist völlig gebrochen; gepflegt wird das Lied für Festivals und Gesangswettbewerbe. Wildhaber

Samus. Jg. 2, 1978. Festivalul Folclorului Someşean. Redigiert von Virgil Medan. Dej, Comitetul de cultură şi educaţie socialistă al judeţului Cluj, 1979. 184 S., Melodien. Französische Zusammenfassungen (oft ungenügend und mit vielen Fehlern).

Aus der vorliegenden Zeitschrift möchte ich einige Beiträge von mehr allgemeinem Interesse kurz anzeigen, wobei ich den französischen Titel benütze. *Valeriu Şotropa:* Institutions et coutumes juridiques – témoignages de la continuité roumaine. Der Autor will den Zusammenhang einiger rezenter Rechtsbräuche mit römischen oder vorrömischen Institutionen nachweisen. Dazu gehören: Mädchenmarkt (Ursprung illyrisch), Eidschwur (skythisch), Brüderschaft (skythisch-dakisch). Weiter wird der Begriff «judeţ» (judex) erörtert, der ebenfalls Kontinuität mit dem römischen Gewohnheitsrecht erkennen lässt. – *Teodor Tanco:* Gedeckte Holzbrücken über den Fluss Someşul Mare mit vier (leider nicht sehr guten) Abbildungen. – *Emilia Comişel:* Totenklage («horea lungă») im Norden von Transilvanien, mit Notenbeispielen; strukturelle und funktionelle Aspekte. – *Virgil Medan:* Balladen vom Heiduckenführer Pintea Viteazul mit ihrem historischen Hintergrund. – *Virgil Medan:* Brauchbeschreibung des Ertränkens von «Père Noël» in einem Bach, am 28. Dezember, in Nireş – *Ioan Toşa* und *Delia Bratu* heben die Bedeutung des 1963 verstorbenen, hervorragenden rumänischen Ethnographen Romulus Vuia hervor. (Ich hatte noch das Glück, ihn vor seinem Tode in Cluj kennenzulernen.) Wildhaber

Fataburen 1980. Nordiska museets och Skansens årsbok. Stockholm, Nordiska Museet, 1980. 227 S., Abb.

Im vorliegenden Band des schwedischen Jahrbuchs «Fataburen», das man mit «Schatzkammer» übersetzen kann, finden sich Aufsätze von Autoren, die – mit einer Ausnahme – Mitarbeiter des Nordischen Museums in Stockholm sind oder waren. Das Ziel der neuesten Ausgabe der «Schatzkammer» war es, mit ausgewählten Beispielen einen Überblick über Bereiche der wissenschaftlichen Tätigkeit zu geben, die vom Nordischen Museum ausgeht. Demzufolge ist die Palette der

Beiträge recht bunt. Einige Arbeiten sind auf die im Auftrag des Museums durchgeführten kulturhistorischen und ethnologischen Untersuchungen bezogen. Andere sind als Dokumentationen von Forschungen zu betrachten, die von Mitarbeitern des Nordiska Museet durchgeführt wurden. Eine der Absichten bestand dabei darin, aus dem reichen Schatz der alten und neuen Erwerbungen des Museums Beispiele auszuwählen, die einen Einblick in die Forschung am Gegenstand gewähren. Die einzelnen Beiträge lauten wie folgt: J. Berg: Trachtenpuppen – von Hazelius und anderen; E. Stavenow-Hidemark: Eine Arbeiterwohnung der 1890er Jahre; B. Hellner: Der Uhrmacher Erik Persson in Folkärna; B. Conradson: Bureau-Leben in den 1930er Jahren; E. Fägerborg: Skyttorp – Portrait einer schwedischen Siedlung; L. A.:son-Palmquist: Skyttorp – Entwicklung des Wohnungsbaus und der Überbauung; R. Kjellström: Die vergessene Expedition; K. Lindvall: Von Bahnwächtern und Bahnarbeitern zu Streckenkontrolleuren und Maschinenoperateuren; P. Falck: Zwei signierte Provinzmöbel; M. Lindgren: Die erste schwedische Rechenmaschine. Eine Museumserwerbung und deren Hintergrund; I. Bergmann: Verwendung und Wiederverwendung. Wiederverwendung alter Kleider in der Bauerngesellschaft; M. Nodermann: Jöns Ljungberg – der künstlerische Zollmeister im Härjedalsgebirge. Gerhard Baer

By og Bygd. 1700-årene. Norsk Folkemuseum årbok, Bd. 28, 1979–80. Oslo, Norsk Folkemuseum, 1981. 200 S., Abb. Englische Zusammenfassungen.

Die acht Aufsätze behandeln Objekte des 18. Jahrhunderts aus Kupfer, Messing, Silber, Porzellan und Textilien, die im Besitz des Norsk Folkemuseum in Bygdøy/Oslo sind. Zeitlich gehören sie ins 18. Jahrhundert. *Jon Birger Østby* beschreibt in zwei Aufsätzen Kupferzeug, das Aussagewert über norwegischen Bergwerksbetrieb besitzt, und eine Messinglampe, die Zeugnis von einer Gilde der Kupferschmiede in Bergen ablegt. Über Goldschmiede in Telemarken im 18. Jahrhundert handelt *Jorunn Fossberg*. *Carsten Hopstock* würdigt ein dem Museum geschenktes Porzellanservice und untersucht seine Herkunft. *Anne Kjellberg* führt neun norwegische Mustertücher (»sampler», «navneduk») vor, die mit eigenartigen, einmaligen religiösen Stickereien verziert sind, deren Motive aus den Bibelillustrationen von Matthäus Merian stammen; möglicherweise ist die Motivwahl beeinflusst durch die Herrenhuter. *Dag Feldborg / Erling Skaug* beschreiben Zimmerböden aus Holz mit einem dekorativen Muster. *Astrid Bugge* zeigt in schönen Abbildungen seidene Kleiderstücke, wie sie von wohlhabenden norwegischen Bauernfrauen getragen wurden (oft als Hochzeitskleid). *Inger Lise Christie* weist eine Gruppe von gewobenen Bändern mit eingewobenen Initialen nach, die vermutlich als Wickelbänder bei der Taufe von Kleinkindern verwendet wurden. Wildhaber

Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen. Berlin, Akademie-Verlag. Jahrgang 20, 1980. 4 Hefte, Spalte 1–262.

Wie immer wird man durch kurze Analysen und Besprechungen vorzüglich und objektiv orientiert über neue Bucherscheinungen und Zeitschriftenaufsätze in den Staaten des Ostblocks. Ebenso interessant finde ich die Rubrik «Chronik, Berichte und Mitteilungen», die Aufschluss gibt über die fachlichen Symposien und Tagungen in diesen Ländern. Ich greife als Titelbeispiele heraus: «9. Internationale Tagung der Balladenforscher in Esztergom, 1978», «Konferenz über die volkstümliche Baukultur in den tschechoslovakischen Karpaten in Strážnice, 1978», «Symposium über die Volkskultur im genossenschaftlichen Dorf Sebechleby [Slovakei]», «Ethnographische Sommeruniversität in Zalaegerszeg, 1970», «Volksmusiktreffen in Kecskemét, 1979», «Kultur und Lebensweise des Industrie- und Agrarproletariats von seinen Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Wissenschaftliches Kolloquium in Karl-Marx-Stadt, 1980». Auf einzelne Forscher beziehen sich: «Ethnographische Fotografien von Ludvík Baran in der ČSSR» und «Wolfgang Steinitz, Impulse seines Werkes». Man wird auch

einen Bericht über eine «Buchpremiere in Budapest» gerne zur Kenntnis nehmen; es handelt sich um die neue ungarische Volkskunde «Magyar néprajz» von Balassa und Ortutay (von der auch eine deutsche und eine englische Ausgabe erscheinen wird). Wildhaber

Anagrom, no. 9. Paris, G.-P. Maisonneuve et Larose, 1981. 104 p., ill. (Sorcellerie, complot et raison d'Etat. Les sorcières de Frans Francken).

Vouée essentiellement à l'histoire de la sorcellerie, de l'astrologie et de l'alchimie, ainsi qu'au folklore, la revue Anagrom s'adresse certes à des spécialistes, mais elle permet à chacun de le devenir. Les textes, édités dans leur version originale, sont toujours accompagnés d'une traduction ou d'une transposition, de notes explicatives et bibliographiques complètent l'information. Chaque numéro est abondamment illustré.

Le no. 9 présente sous la plume de *Denis Muzerelle* une introduction à la *Démonologie* de Jacques VI d'Ecosse, intitulée «Sorcellerie, complots et raison d'Etat» (p. 4–68). En Ecosse, jusqu'au milieu du 16e s., l'usage de procédés magiques ne constituait pas un délit en soi. Dès 1563 cependant, date à laquelle un Acte interdit sous peine de mort de pratiquer quelque sortilège que ce soit, les procès de sorcellerie se multiplièrent. Une affaire appelée «la Conjuration de North-Berwick» (1590) et dirigée contre sa propre personne attira l'attention de Jacques VI sur ces pratiques maléfiques. Le procès qui suivit permit de retracer les divers plans qui avaient été élaborés pour faire disparaître le roi lors d'un voyage en Scandinavie. La *Démonologie* de Jacques VI, parue en 1597, fait apparaître une étroite parenté entre les événements de 1590 et la conception officielle de la sorcellerie à la fin du 16e s. et montre avec précision les liens qui unissent certaines affaires à la politique. Esprit profondément rationnel, Jacques VI s'adresse volontiers aux sciences expérimentales (médecine et physique) pour étayer sa démonstration. *D. Muzerelle* y relève cependant une certaine ambiguïté due au ton presque compréhensif du souverain vis-à-vis de ceux qui sont entraînés à pratiquer l'art des sortilèges et la conclusion de son traité où il affirme qu'il faut sévir sans pitié contre les agents du règne de Satan. La *Démonologie*, comparée à d'autres traités de la même époque, offre un caractère quasi anodin et ne prend d'importance qu'en raison des circonstances de sa publication et de la personnalité de son auteur. En annexes sont donnés des textes relatifs à l'affaire des sorcières de North-Berwick (1590–91), si capitale dans la genèse de la *Démonologie*, traité que le no. 10 d'Anagrom publiera in extenso. – *Jean-Pol Chadourne*, *Dominique Lesourd* et *Maxime Préaud* publient les interrogatoires des «Sorciers du Carroi Marlou» (Berry) dont le procès se déroula en 1582–83 (p. 69–79). – Dans «Stella Nocens. Essai sur l'Assemblée des sorcières (Hexenversammlung) de Frans Francken au Kunsthistorisches Museum de Vienne» (p. 80–103), *Michel Meurger* analyse au travers de ce tableau datant de 1607, œuvre du peintre anversois Francken (1581–1642), un genre pictural, celui de la sorcellerie, et lui restitue son sens historique, son rang de témoin d'un bouleversement des mentalités, en retraçant également le climat politique et religieux du début du 17e s. à Anvers. Micheline Centlivres-Demont

Folklore on two Continents. Essays in Honor of Linda Dégh. Edited by *Nikolai Burlakoff* and *Carl Lindahl*. Bloomington, Ind., Trickster Press, 1980. IX, 388 p.

In einem der Aufsätze zu dieser Festschrift wird mit Recht hervorgehoben, dass Linda Dégh die Erforschung der Sagen, besondes der neuentstandenen, entscheidend gefördert hat, ja dass sie diese Forschungsrichtung für die USA recht eigentlich initiiert hat. Es ist darum nur ein Zeichen der Anerkennung für ihre Leistung, dass sie nun eine schöne, würdige Festschrift erhält. Die beiden Herausgeber geben ihr ein einfühlendes, liebevoll geschriebenes Vorwort mit. Die 45 Beiträge – alle englisch geschrieben – sind in sechs Kapitel eingeteilt, die sich in folgende Themenkreise gliedern: 1. Folk Narrative, 2. Legend and Belief,

3. Genre Studies, 4. Style, Form, and Symbol, 5. Biology of Storytelling, 6. The Folklorist and the Folk. Da ich aus Platzüberlegungen leider nicht auf alle 45 Aufsätze eingehen kann, habe ich etwa die Hälfte ausgewählt, deren Thema ich jeweils mit einem kurzen Satz kennzeichnen möchte. *Max Lüthi* bringt Beispiele für Wiederholungen, Nachahmungen und «Vorahmungen» in Märchen, Anekdote, Schwank, Fabel, Sage, die entweder erfolgreich sein können oder dann missglückt, ohne Erfolg. *W. F. H. Nicolaisen* schreibt über die Gestaltung des Raumes im Märchen. *Reimund Kvideland* geht auf Geschichten ein, die Kinder unter sich über den Tod erzählen; sie zeigen, wie Kinder auf das Thema des Todes reagieren. (Es handelt sich um Kinder aus Bergen/Norwegen im Alter von 10–12 Jahren). *William F. Hansen* schildert eine griechische Geistergeschichte, die als Brief aufgezeichnet ist; sie dürfte der älteste Beleg für Geschichten des Cupido und Psyche-Typus (AT 425) sein. *Katharine Briggs* geht auf das Motiv vom ausgedienten Kobold Brownie ein, der entweder das Haus verlässt oder dann bösartig wird, ein Boggart. *Felix Oinas* stellt die Beziehungen zwischen «doppelten» Gemüsen, vor allem Rüben, und ihren magischen Kräften dar. Diese Gemüse nennt man karelisch Äkräs; darunter wird aber auch eine mythische Gottheit verstanden, die Fruchtbarkeit bringt; er zieht Vergleiche mit der ähnlichen lettischen Gottheit Jumis. *Wayland Hand* stellt Angaben über amerikanische Schatzsucherei und verwandte Tätigkeiten (Mineralfunde, verlorene Minen) aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts zusammen, verbunden mit den zu beachtenden Vorschriften. Die Ballade vom gehängten Geiger in der anglo-amerikanischen Überlieferung wird von *D. K. Wilgus* behandelt; sie gehört in den Zusammenhang der Abschiedslieder vor dem Tode («goodnight tradition»); zu den Berichten über den Tod des Gehängten gehören die Berichte über die Märsche und «farewell»-Lieder, die er vor seinem Tode spielte. *Klaus Roth* geht der Frage nach, ob eine Form, ein «genre», ein bestimmtes Erzählmotiv bedingt oder nicht; dargestellt an den Beziehungen zwischen erzählendem Lied und Prosaerzählungen und bezogen auf deutsche und englische Beispiele. *Sandra K. D. Stahl* untersucht die Beziehungen und Zusammenhänge zwischen Fabel und Sprichwort, mit der dazu gehörigen Interpretation. *Maja Bošković-Stulli* ergänzt die Aufsätze von Lüthi, Mieder, Herler und Röhrich über das Sprichwort in der Zeitung durch Beispiele aus einer kroatischen Zeitung. *Bengt af Klintberg* gibt einen sehr verdankenswerten Überblick über die «droodles» genannten Bilderrätsel bei schwedischen Schulkindern; er stellt die Entwicklung dieser «nonsense»-Bilder mit zahlreichen Zeichnungen dar und versucht, eine psychologische Begründung für die Vorliebe für «droodles» zu finden. *Lutz Röhrich* beschäftigt sich mit dem Drachen, wo er überall vorkommt und welche Funktionen er hat; er ist das Böse und fordert das männliche Bewusstsein zum Kampf gegen ihn heraus. *Rainer Wehse* zeigt die erotische Metapher im Schwanklied an vielen englischen Liedern auf, mit den verschiedenen Möglichkeiten der Deutung. *Venetia Newall* geht auf die Gestalt des hundsköpfigen Christophorus ein; sie zählt die bekannten Beispiele auf, die mit einer Ausnahme alle der Ostkirche angehören; anstelle des Hundskopfes können auch andere Tiere treten, so etwa der Pferdekopf; sie erwähnt die Möglichkeit, dass wir hier einen klinischen Fall (Neurofibromatosis) vor uns haben. In seiner gewohnt eleganten Art verbindet *Hermann Bausinger* Bemerkungen über die «coke lore» mit Klarstellungen zum Begriff Kontext, unter dem verschiedenes verstanden werden kann: «textual context, situational context, social context, 'societal' context». *Lauri Honko* gibt die Gründe an, wie Ökotypen gebildet werden: «1. milieu-morphological or 'exterior' adaptation, 2. tradition-morphological or 'interior' adaptation, 3. functional or 'momentary-situational' adaptation, 4. ecotypification». *Larry Danielson* schildert die Rolle der Mutter bei schwedisch-amerikanischen Kolonisten als Bewahrer heimisch-schwedischer Tradition, im Gegensatz zum Mann. *Tekla Dömötör* gibt die Geschichte und Charakteristik eines «healers»,

eines «herb-doctors» in der Baranya im südwestlichen Ungarn. *James P. Leary* schildert das Repertoire und die Persönlichkeit von George Russell in Wisconsin, der irischer Abstammung ist; Leary geht darauf ein, welchen Zusammenhang Russells Geschichten mit seinem Leben hatten und was sie für ihn bedeuteten. Ganz vorzüglich sind die Beobachtungen von *Károly Gaál*, wie die Märchen im Burgenland gewertet werden und welche Schwierigkeiten der Forscher hat, wenn er dort Märchen sammeln will; Gaál gibt liebevoll geschilderte Kurzbiographien von drei Märchenerzählern. *Ágnes Kovács* berichtet von einer Szekler Märchenfrau aus der Bukowina, die heute in Kakasd wohnt, dem Ort, über den Linda Dégh ihr bestbekanntes Buch verfasst hat; das Repertoire dieser Frau variiert; Ágnes Kovács untersucht die Gründe hiefür und erklärt sie. Wildhaber

Sociologie «naturelle». Bruxelles, Ministère de la Communauté française, 1980. 71 p. (Commission royale belge de Folklore. Collection: Contributions au Renouveau du Folklore en Wallonie, 11).

Le dernier texte d'Albert Marinus, folkloriste et sociologue belge, écrit en 1971, est l'œuvre d'un «philosophe préoccupé par la recherche d'une méthode qui puisse faire progresser la connaissance de l'homme» (D. Manet). Marinus y fait la synthèse de sa conception des faits folkloriques qu'il considère comme des faits sociaux et qu'il faut étudier comme tels. Profondément inspiré par la conception d'Emile Waxweiler et son ouvrage «Esquisse d'une sociologie» (1906), il a vu tout le potentiel sociologique que contiennent les faits folkloriques. «L'homme, étant un être vivant est soumis aux mêmes lois que les autres êtres vivants. Chaque être vivant a une individualité propre, conséquence de son hérédité, et la conserve tout au long de son existence. Chaque être doit, pour continuer à vivre, rencontrer un milieu favorable, indispensable, où il conserve et défend son individualité. L'espèce humaine, indépendamment des phénomènes d'interdépendance végétative, a une vie sociale, impliquant des rapports constants avec d'autres individus de même espèce. L'objet de la Sociologie doit être strictement limité à l'étude de ces rapports interindividuels.» (p. 41). Pour Marinus, l'adaptation de l'individu à son milieu social se fait individuellement; il nie l'existence de la société comme fait social total et conçoit même la possibilité d'un retour à une vie purement individuelle... Pour effectuer ces recherches, il préconise les méthodes des sciences naturelles et l'observation directe. Par ce texte, Marinus a voulu d'une part rendre hommage à Emile Waxweiler qui lui avait révélé une nouvelle voie sociologique et de l'autre rattacher la sociologie à ses contingences vitales et humaines.

Micheline Centlivres-Demont

Beiträge zur Ethnologie der Schweiz. Contributions à l'ethnologie de la Suisse. Hrsg. von der Redaktionskommission der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft, Bern 1980. VIII, 246 S. (Ethnologica Helvetica, 4).

Die teils in französischer, teils in deutscher Sprache abgefassten Beiträge zur Ethnologie der Schweiz liefern nicht nur Material; der Band ist auch Anlass, darüber nachzudenken, was denn amerikanische Ethnologen in die Schweiz lockt, wie Ethnologen in der eigenen Kultur arbeiten können und sollen und welche Bilanz für das Verhältnis von Völker- und Volkskunde daraus zu ziehen sei. Arnold Niederer stellt dazu eingangs fest, dass die beiden Disziplinen zwar je eine eigene Entwicklung und eigene Methoden hätten, sich aber nicht prinzipiell voneinander unterschieden. Gemeinsamer Antrieb für Forschungen von Volks- und Völkerkundlern war und ist die Faszination des «anderen», das Heimweh nach einem verlorenen Paradies. Die Unterscheidung der beiden Kunden festigte sich institutionell durch je eigene Lehrstühle, Institute, Museen und Gesellschaften, eine Eigentümlichkeit innerhalb des deutschsprachigen Raumes. Die Vorliebe der Volkskundler für überlieferte, stabilisierende Formen im kulturellen und sozialen Bereich wird von Niederer dem Vorhandensein archaischer Enklaven im

Alpengebiet sowie der mit schweizerischem Staatsbewusstsein verbundenen affirmativen Einstellung zur Tradition begründet. Solche Volkskunde nahm für das Vergangene und Vergehende Partei und war Ausdruck der Abneigung gegen die moderne Zivilisation. Nach dem Zweiten Weltkrieg erst kamen Forschungen auf, die auch Kulturwandel, massen- und volkskulturelle Phänomene der Gegenwart und soziologische Fragestellungen miteinbezogen. Eine nüchternere Einstellung zur Tradition stellte sich ein. Damit einher gingen Bemühungen, von einem Fach mit der schlecht definierbaren Komponente «Volk» und der laienhaften «Kunde» zu einer wissenschaftlich besser fundierten und anerkannten Ethnologie zu kommen, die sowohl europäische als auch aussereuropäische Kulturen anhand eines international verwendbaren Vokabulars und eines der amerikaschen Kulturanthropologie entlehnten theoretischen Rahmens untersuchen kann. Diese fachlichen Betrachtungen ergänzt Niederer durch eine umfassende Darstellung der bisherigen Werke und Institutionen der Schweizer Volkskunde. Die Präsenz ausländischer Forscher könne der Ethnologie und nicht nur der Schweizer Volkskunde neue Impulse bringen, so dass sie ihre Funktion besser wahrnehmen und dem Abbau der Beziehungsprobleme soziokulturell heterogener Gruppen dienen könnte.

Im zweiten Beitrag erklärt Pierre Centlivres, wie es dazu kam, dass amerikanische Kulturanthropologen die Schweiz als Forschungsobjekt wählten. Ein sehr praktischer Grund liegt in der im Vergleich zu entkolonialisierten Staaten sehr leichten Zugänglichkeit. Dass Amerikaner ein Alpental als «fremde» Kultur auffassen und es mit denselben Methoden zu analysieren versuchen wie ehedem «Wilde», setzt uns in unserem Selbstverständnis letzteren gleich und ruft vorerst Vorurteile und Widerwillen hervor. Aber auch die amerikanischen Monographien orientieren sich am Fremdstereotyp vom autonomen Schweizer Dorf, welches weltweit als positives Modell gelten soll. Darob geben Probleme wie Ausverkauf der Heimat, Unterentwicklung u.a.m. unter. – Als Beispiel einer amerikanischen Dorfuntersuchung folgt die Auswertung von Archivmaterial aus Mase/VS durch Ellen Wiegandt. Damit zeigt sie, dass Wandel, d.h. Modernisierung nicht erst in der Folge der beiden Weltkriege, sondern schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts stattfand. – James A. Gibson und Daniela Weinberg nehmen die Trinksitten in Bruson/VS als Symbole, welche die alten Grundsätze bäuerlicher Identität festhalten helfen. Die symbolische Aufrechterhaltung tradierten Selbstverständnisses garantiert soziale Kontrolle und Integration der Dorfbewohner. – Der Beitrag von Wolf D. Storl über biologisch-dynamische Höfe im Emmental beschäftigt sich über das praktische Beispiel hinaus mit Ideologien und dem Nutzen ihrer latenten, den Praktizierenden unbewussten Funktionen. Die von anthroposophischem Gedankengut geprägten Anbaumethoden unterstützen die traditionelle Bauernrolle, wo eigenverantwortlich und im Einklang mit der Natur, nicht als landwirtschaftlich-chemischer Unternehmer gehandelt werden soll. – Wiederum mit historischem Material befasst sich Jon Mathieu. Er untersucht Haushalte, Erbsitten und Nachbarschaftsbeziehungen im 17. und 18. Jahrhundert im Unterengadin, wobei er stets auf die enge Verflechtung von Besitz, Heirat und Erbgang hinweist. – Als letztes bringen Francois und Jaçques Hainard das allzu idyllische Bild vom Landleben ins Wanken, indem sie auf die verschiedenen Konflikte (Bauern–Nichtbauern, Bauern–Staat, Bauern–Bauern) hinweisen. In der letzten Gruppe sind es zunehmend Familienstreitigkeiten, die oft zum Verlassen der Landwirtschaft führen und die nicht anzugehen sind, ohne die Schwiegertöchter in Betracht zu ziehen. – In geographischer und historischer Sicht präsentiert sich der Band recht abwechslungsreich. Zu denken gibt allerdings, dass auch für eine Ethnologische Gesellschaft die Schweiz ausschliesslich aus Landwirtschaftszonen zu bestehen scheint.

Maja Fehlmann-von der Mühll

Richard Wolfram, Studien zur älteren Schweizer Volkskultur. Mythos, Sozialordnung, Brauchbewusstsein. Wien, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1980. 234 S., 38 Abb. auf Taf. (Österr. Akad. d. wiss., Phil.-Hist. Klasse, 362).

Den Forschungen Hans Georg Wackernagels ist es zu verdanken, dass man heute das altschweizerische Kriegerwesen, und das Volksleben jener Zeit allgemein, wieder realistischer betrachtet. Nun liegt vom Wiener Volkskundler Richard Wolfram eine Publikation vor, die diesen Themenkreis erneut ausleuchtet. In vier Untersuchungen, die seinerzeit an Sitzungen der Österreichischen Akademie präsentiert wurden und jetzt zum vorliegenden Band zusammengefasst sind, schildert uns Wolfram das Treiben einiger Jugendbünde der Alten Eidgenossenschaft. Im ersten Teil befasst sich Wolfram mit dem Reisläufer und Künstler Urs Graf und dessen Bild «das Wütisheer». Aus dem Vergleich dieses Bildes mit Grafs Zeichnung «Marignano» ergibt sich zusammen mit Angaben aus der Biographie des Künstlers die durchaus glaubhafte Folgerung, dass die beiden Werke in enger Beziehung stehen: das Gemälde biete die Vision jener Nacht auf dem Schlachtfelde bei Marignano, in der die zumeist jugendlichen Krieger Hilfe von ihren Ahnen erhofften, wogegen die bekanntere Federzeichnung in brutaler Realität an den Zustand dieses Schlachtfeldes am zweiten Kampftag erinnere. Eingehend schildert Wolfram die Zusammenschlüsse jugendlicher Elitekrieger, deren Draufgängertum und deren im Ahnenkult begründete Bräuche. Dass Graf mit solchen Freiharsten auszog ist erwiesen; in der einen zitierten Situation (p. 52) allerdings, als er sich nach einer Schlägerei «in ein fryheit gethan», verzog er sich lediglich in eine der Freistätten Basels, um den Ausgang der Sache oder eine Gelegenheit zur Flucht abzuwarten.

Das folgende Kapitel befasst sich mit den Kriegern von der Totenhalde und deren Brauchtum, auf das Wackernagel als einer der Ersten immer hingewiesen hat. Die engen Zusammenhänge zwischen Knabenschaften, kriegerischem Brauchtum und Totenkult zeigen sich besonders in den Gedenkfeiern für die Gefallenen früherer Schlachten. Häufig fanden diese Gedenkfeiern direkt auf der Totenhalde, dem ehemaligen Schlachtfeld statt, wie Wolfram am Beispiel der Näfelser Fahrt zeigt, die allerdings erst seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Katholiken und Reformierten gemeinsam begangen wird. Richtigerweise ist mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie diese Schlachtjahrzeiten im Laufe des 19. Jahrhunderts von Totengedenkfeiern zu patriotischen Festen umfunktioniert wurden.

Zum Abschnitt über «Wappenhalter und Symbolgestalten» ist zunächst beizufügen, dass im vergangenen Frühling zur Freude vieler Basler ein weiterer spätmittelalterlicher Bildteppich mit Darstellungen von «Wilden Leuten» erworben werden konnte. Da dieser Abschnitt hauptsächlich vom Fest der Drei-Ehren-Gesellschaften im rechtsrheinischen Teil Basels handelt, seien aus Basel noch einige Bemerkungen gestattet. In Basel wie wohl auch andernorts wird genau unterschieden zwischen Zünften und Vorstadtgesellschaften; so ist die Zunft zu Webern (p. 158) wirklich eine Zunft, auch wenn sie heute ihr Zunfthaus in einer Vorstadt hat. Dass der Name eines bekannten Kleinbaslers falsch wiedergegeben ist (Anm. 176, richtig: Schoell...), kann ein Druckfehler sein wie beim Jahr des Bildersturms in Basel (p. 159, richtig: 1529), und die Zeile aus dem Gryffenlied heisst richtig: «do rumplet's rächts (a dextra, nicht: rächt, recte) vom Rhy» (p. 166). Hingegen stimmt die Beobachtung, dass am Abend des «Vogel Gryff» nach Abschluss des Rundganges der Gesellschaftsbrüder und ihrer drei Ehrenzeichen die Tagwache getrommelt wird und nicht etwa die Retraite, wie dies aus der Situation eigentlich zu erwarten wäre. Nach einer freundlichen Mitteilung von Dr. Georg Duthaler gibt es für diesen Sachverhalt nur die eine Erklärung, dass man den Abend mit spektakulären Trommelwirbeln abschliessen will, wozu sich die Tagwache besser eignet. Dankbar wird man dem Verfasser im brauchbewussten Kleinbasel übrigens für seine Anm. 291 sein, mit der er seine Schilderung der

Tänze der drei Ehrenzeichen begleitet hat. – Die Figur des Bären führt von den Wappenhaltern und Symbolgestalten weiter zum «Äusseren Stand von Bern» und weiteren städtischen Jungmännerverbänden der neueren Zeit, von denen die meisten mit der Alten Eidgenossenschaft untergegangen sind. Hier bietet vor allem der «Unüberwindliche Grosse Rat von Stans» Gelegenheit zur Darstellung der Zusammenhänge zwischen jugendbündischem Kriegertum, Sittengericht und Fasnachtslustbarkeit.

Wolframs Darstellungen beruhen zu einem grossen Teil auf Publikationen und nachgelassenen Notizen Wackernagels, dessen Andenken der Band gewidmet ist, enthalten aber zudem eine Menge von Hinweisen auf ähnliche oder parallele Erscheinungen im süddeutschen und besonders im österreichischen Brauchtum (die Arbeit Leo Zehnders über «Volkskundliches in der älteren schweizerischen Chronistik» stand offenbar noch nicht zur Verfügung). In verdankenswerter Weise wurde der Band übrigens mit einem guten Bildteil und einem Sachregister ausgestattet. Man darf gespannt sein auf die im Vorwort angekündigte Neuauflage des Schwerttanzbuches, das dann auch den bisher unveröffentlichten zweiten Teil umfassen soll, aus dem die hier besprochenen Studien einige Themen vorweggenommen haben. Mit gleichem Interesse erwarten wir den bei der Erwähnung der Tellensage (p. 102) angezeigten zweiten Band von Otto Höflers Werk über die Kultischen Geheimbünde. Hans Rindlisbacher

Schangnauer Chronik von Pfarrer *Samuel Engimann*, 1748–1820. Hrsg. und erläutert *Rudolf J. Ramseyer*. Basel, Verlag G. Krebs AG.; Bonn, Rudolf Habelt, 1981. 192 S., 7 Abb. auf Taf. (Schriften der Schweiz. Ges. für Vke., 66).

Im oberemmentalischen Pfarrhaus von Schangnau liegt eine in den Jahren 1801 bis 1804 entstandene Chronik des damaligen Pfarrers Samuel Engimann (1748–1820). Er nannte sie «Chronickli» und sah darin so etwas wie eine Orientierungshilfe für seine Nachfolger im Pfarramt. Die Schrift enthält Beobachtungen und Erfahrungen des Pfarrers. Im Vordergrund stehen aber weniger Probleme, die sich aus der Seelsorge ergaben als die Bemühungen des Verfassers um die Verbesserung der Pfrundgüter. Da geht es um die französischen Freiheitsideen, das Schulwesen, aber auch um Dünge- und Wässerungsversuche, neue Grassorten, Viehzucht und Milchwirtschaft, um die örtliche Glasfabrikation, das Salpeter- und Harzsieden, die Pottaschen- und Hafnererdegewinnung. Dabei erweist sich der aus einer Thuner Metzgers- und Ratsherrenfamilie stammende Chronist als genauer Beobachter, der sich im Laufe der Jahre – ganz im Sinne der Aufklärung – ein beachtliches Wissen und reiche Erfahrungen in der Landwirtschaft anzueignen verstand. Die Arbeit in der Landwirtschaft mag dem ledig gebliebenen und eher zurückgezogen lebenden Pfarrer sogar über den ausbleibenden Erfolg als Seelsorger hinweg geholfen haben. Im Geist der Zeit suchte er den Gesichtskreis zu erweitern, denn «Der Mensch soll unaufhörlich daran arbeiten, sich selbst und alles, worauf er wirkt, immer besser und vollkommener zu machen.» Für das gesellschaftliche Leben und das Brauchtum des entlegenen Dorfes hingegen fehlte Samuel Engimann das notwendige Verständnis. Ein Umstand, der ihm die Amtsführung sicher nicht erleichterte. – Der Herausgeber der «Schangnauer Chronik», Rudolf J. Ramseyer, Professor für neuhochdeutsche Sprache und Volkskunde an der Universität Bern, ist ein ausgewiesener Kenner des Emmentals (Das altbernische Küherwesen, 1961). Er sucht dem Chronisten und seiner Welt in einem mit Geduld und grösster Umsicht recherchierten Kommentar gerecht zu werden. Die Einführung geht dem vollständig und wortgetreu übernommenen Text der Chronik voraus. Im Anhang wird das Dokument durch mehrere Register erschlossen. Der Herausgeber erläutert alle heute nicht mehr geläufigen Ausdrücke und beansprucht hiefür nicht weniger als 40 Druckseiten. Die Chronik wird dadurch zu einem enzyklopädischen Instrument aus der Übergangszeit, das sowohl den historisch als auch den volkskundlich interessierten Leser fesselt. A. Senti

Max Matter, Wertsystem und Innovationsverhalten. Studien zur Evaluation innovationstheoretischer Ansätze durchgeführt im Lötschental/Schweiz. Hohenschäftlarn bei München, Kommissionsverlag Klaus Renner, 1978. XI, 305 S., 33 Abb., 13 Fig., 6 Tabellen. (Kulturanthropologische Studien, 3).

Als die ethnologische Erforschung der Einführung und Ausbreitung von Neuerungen (Innovationen) mit ihren speziellen Fragestellungen und Methoden von Schweden her die deutschsprachige Volkskunde erreichte und hier ihrerseits zur «Innovation» wurde, war ihr starke Beachtung sicher. Dies stand im Zusammenhang mit den Bemühungen um eine stärkere «Verwissenschaftlichung» des Faches, doch warnten auch kritische Stimmen davor, die Volkskunde nun einfach als Innovations- und Diffusionsforschung zu betreiben und darüber die kartographisch nur teilweise zu erfassenden komplexen Bedingungen, die für einzelne Kulturgüter wie ganze Kultursysteme massgeblich sind, aus den Augen zu verlieren. In dieser Situation des Abwägens und Erprobens entstand Max Matters Zürcher Dissertation von 1974/75, die nun im Druck aufgelegt wurde und schon von Anfang an für eine breitere Öffentlichkeit bestimmt war. Ihr Anliegen ist nämlich ein doppeltes: sie will zum einen die Ergebnisse eigener praktischer Innovationsforschung vorführen, zum andern aber in die Theorie der ganzen Forschungsrichtung einführen, um dann deren Ansätze von der Praxis her zu überprüfen. Am Schluss steht die Frage, «ob die Innovationsforschung ... für die weitere volkskundliche Arbeit sinnvoll eingesetzt werden kann» (S. 219).

Im ersten Hauptteil stellt Matter die innovationstheoretischen Grundbegriffe vor, wie sie vor allem durch die amerikanische Agrarsoziologie geprägt worden sind, gibt eine Geschichte der aus weiteren wissenschaftlichen Wurzeln erwachsenen Innovationsforschung und referiert die bisher entwickelten Forschungskonzepte. Dabei kommt die Problematik, bei Innovationen zur Überwindung räumlicher Distanzen auch das Überspringen sozialer Barrieren erklären zu müssen, hinreichend zur Sprache, und es wird auch ein Problembewusstsein dokumentiert, das an den Innovationen an sich und andererseits an der psycho-sozialen Disposition ihrer Rezipienten festgemacht ist. Mit Ausgriffen in die Kommunikationswissenschaft, die der Innovationsforschung über manche Erkenntnisschwelle hinweghelfen kann, rundet Matter seinen nützlichen Überblick ab.

Der zweite Hauptteil bringt dann Praxiserfahrungen aus dem Lötschental im Oberwallis, d.h. aus einem Reliktgebiet, das Neuerungen des technischen Zeitalters erst verspätet aufgenommen hat. 1972 führte Matter in Kippel Fragebogen-Erhebungen durch, die folgende dieser Neuerungen betrafen: landwirtschaftliche Nutzfahrzeuge, Elektrozäune, moderne Kochherde, Badezimmer, Telefone und Fernseher. Ausserdem wurde der Einführung einer neuen Schafrasse (weisses Alpenschaf) nachgegangen. Es wurden dazu nicht nur Daten erhoben, sondern auch die Gründe zu eruieren versucht, die für die Annahme oder (im Falle des Alpenschafes) die Ablehnung der Neuerungen massgeblich waren. Ein zusätzlicher «Werthaltungstest» sollte klären helfen, ob und in welchem Umfang auch latent vorhandene Wertvorstellungen an den Adaptionsvorgängen beteiligt waren. Der dabei ermittelte Konservatismus der Lötschentaler, denen Zufriedenheit mehr gilt als Initiative oder gar Risikofreude (vgl. S. 174–176), stand jedoch in offensichtlichem Gegensatz zu der zwar nachgeholten, dann aber rasch erfolgten Anpassung an den allgemeinen technischen Standard. Für die Annahme der Neuerungen konnten daher nur bedingt auch psychologische Gegebenheiten entscheidend gewesen sein. Stärker war der gesamtgesellschaftliche Wandel der letzten Jahrzehnte in Rechnung zu stellen, wobei dann erkennbar wurde, dass z.B. das Abwandern der Männer in die Industrie landwirtschaftliche Maschinen und das Nachrücken der Frauen in der Landwirtschaft arbeitssparende Haushaltsgeräte im Gefolge hatten: nützlich im Kontext des Lebens und Wirtschaftens (während das Alpenschaf nur von aussen her «nützlich» schien). Dass neben dieser Entwicklung

noch das alte Wertsystem fortbesteht, ist eine Beobachtung, auf die früher schon A. Niederer (Überlieferung im Wandel, in: Alpes orientales 5, 1969, S. 289–294) die Aufmerksamkeit zog, die von Matter jedoch dazu benutzt wird, die Innovationsforschung grundsätzlich an «eine stärkere Beachtung objektiver Benachteiligungen in sogenannten Reliktgebieten» zu gemahnen (S. 222).

Vieles von dem, was Matter aus dem Lötschental berichtet, scheint selbstverständlich und gewinnt erst im Zusammenhang mit seiner Methodendiskussion Bedeutung, die mit einer Empfehlung zu möglichst differenziertem Vorgehen ausklingt. Eine systematische Aufarbeitung des wirtschaftlichen und sozialen Wandels im Lötschental war nicht beabsichtigt und mit Innovationsstudien wohl auch nicht zu leisten. Daran aber kann die Kritik geknüpft werden, dass mit solchen Studien zwar Problembereiche zu sondieren, kaum jedoch in ihrer ganzen Vielschichtigkeit auseinanderzulegen sind. Und es bleibt der Wunsch, die jüngere Geschichte des Lötschentales möchte noch einmal in toto dokumentiert und analysiert werden: mit der Innovationsforschung als Hilfswissenschaft.

Peter Assion

Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland. *Gertrud Rolfes* berichtet. Hrsg. von *Renate Brockpähler*. Münster, F. Coppenrath Verlag, 1980. VII, 192 S., 14 Abb. im Text, 54 Abb. auf Taf. (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 25).

Überzeugt davon, dass der Mensch im Zentrum der volkskundlichen Forschung stehen soll, hat die Volkskundliche Kommission für Westfalen in der Reihe ihrer Beiträge zur Volkskultur Nordwestdeutschlands eine Sammlung von Berichten «Aus dem Leben einer Bäuerin im Münsterland» herausgebracht. Das Buch enthält neben den Texten ein Sachregister und einen Bildanhang. Den Herausgebern ging es um eine die Region und den Zeitabschnitt typische, ja austauschbare Darstellung einer Lebens- und Arbeitsform. Sie hatten das Glück, in einer Mitarbeiterin des Archivs eine sachkundige Berichterstatterin zu finden. So entstand unter der Leitung von Renate Brockpähler ein Rechenschaftsbericht, den man mit wachsendem Interesse liest.

Die Berichterstatterin, die kurz vor der Drucklegung des Buches im 80. Altersjahr verstorbene Gertrud Rolfes-Herickhoff, setzt sich am Anfang ihrer Berichte (zu den Themen Haus und Wohnen, Bäuerliche Arbeiten, Tierhaltung, Kleidung, Tagesablauf, Lebenslauf, Jahreslauf, Musizieren und Erzählen) in der Regel mit der Situation, wie sie sich um die Jahrhundertwende bot, auseinander, als das ländliche Brauchtum und die nachbarlichen Beziehungen noch intakt waren und die Erträge einer steigenden landwirtschaftlichen Produktion und die Industrialisierung des Münsterlandes die Bevölkerung mit Zuversicht erfüllten. Anschliessend kommt sie auf die Verhältnisse in den Jahren nach ihrer Verehelichung (mit dem Mann ihrer Schwester, die 1921 starb und drei Kinder hinterliess) und auf die seitherige Entwicklung zu sprechen. In diesen Zeitraum fallen der grosse Wandel in der Betriebsführung, die Mechanisierung und die Rationalisierung der Landwirtschaft.

Ein Anhang mit Fotos beschliesst das Buch. Die Aufnahmen stammen aus dem Fotoalbum der Berichterstatterin (Porträt von Frau Rolfes, Familienangehörige, Wohnhaus, Oekonomiegebäude, Möbel, Geräte, Essgeschirr, Arbeit auf dem Feld und im Hausgarten, Gewinnung von Torf usw.). Druck und Ausrüstung des Bandes entsprechen den Zielen, die die Herausgeber mit ihren Quellenwerken zur Kultur Nordwestdeutschlands verfolgen. Den Wert der von Frau Rolfes aus Interesse und Freude am Gegenstand während Jahren erbrachten und von Renate Brockpähler mit persönlicher Anteilnahme geleisteten Arbeit wird man erst in einigen Jahren voll erkennen, dann, wenn sich eine neue Generation daran macht, das Bild des 20. Jahrhunderts aus dem Blickwinkel einfacher Menschen nachzuzeichnen. Insofern mahnt die Publikation ähnlich gelagerte Institutionen vielleicht an einen bisher zuwenig beachteten Bereich ihrer Forschungstätigkeit. Was hier

vorliegt, ist Quellenmaterial aus erster Hand, das sich auf andere Weise gar nicht oder nur in unzulänglicher Qualität beschaffen lässt. Den schweizerischen Leser überraschen die vielen Übereinstimmungen mit den Verhältnissen in unserem Lande. Alois Senti

Arnold Van Gennep, Les rites de passage. Paris, Edition A. & J. Picard, 1981. II, 288 p. + 29 p. non paginées. Réimpression de l'édition de 1909 Emile Nourry, augmentée en 1969 Mouton & Co.

Publiés en 1909 «Les rites de passage» sont sans doute l'ouvrage le plus connu d'Arnold Van Gennep (1873–1957). Le mérite de Van Gennep a été de déceler le lien et la raison d'être des rites «qui accompagnent les changements de lieu, d'état, d'occupation, de situation sociale, d'âge et qui rythment le déroulement de la vie humaine, du berceau à la tombe» (Nicole Belmont), d'avoir développé un outil analytique qui permettait de rendre compte de rites apparemment très divers, de comprendre le motif de leurs ressemblances, de montrer pourquoi ils s'exécutent suivant un ordre déterminé et de découper chaque rite en trois phases: séparation, marge, réintégration. – Plus de 70 ans ont passé depuis la publication des «Rites de passage» et l'ouvrage, traduit en plusieurs langues, objet de plusieurs réimpressions, a gardé son actualité. L'exposition du Musée d'ethnographie de Neuchâtel «Naître, vivre et mourir. Actualité de Van Gennep» (1981) qu'accompagne un excellent catalogue, en est la preuve. Micheline Centlivres-Demont

Le Diable dans le folklore de Wallonie. Bruxelles, Ministère de la Communauté française, 1980. 157 p., 36 fig. (Commission Royale Belge de Folklore. Collection: Contributions au Renouveau du Folklore en Wallonie, 12).

Les contributions à ce volume se rattachent à divers thèmes autour d'un personnage central, le Diable, que ce soit dans les proverbes, la toponymie et les légendes, dans les procès de sorcellerie des 16e et 17e s., dans les représentations graphiques ou dans les mystères du moyen âge et les processions et cortèges d'aujourd'hui. L'analyse faite par *Albert Doppagne*, «Le diable dans les dialectes et les proverbes de Wallonie» (p. 7–15), montre à quel point les évocations et les allusions au diable sont nombreuses, car si on n'aime guère en parler ouvertement, expressions et proverbes permettent de conjurer le mauvais sort. *Jules Herbillon* dans «Le diable dans la toponymie wallone» (p. 68–69) rappelle que le diable est lié aux grands ouvrages d'art, aux endroits écartés, aux pics escarpés, auxquels se rattachent également de nombreuses légendes. Jouant de prudence, sorciers et sorcières donnent au diable des noms qui n'ont rien, au premier abord, qui désigne le monde infernal. *Jean Lechanteur* dresse la liste des «Noms propres du diable dans des procès de sorcellerie de Wallonie» (p. 35–51), alors que *Jacques Beckmann* analyse dans «Le diable d'après les procès de sorcellerie de Wallonie» (p. 52–67) les traits, souvent humains, les accoutrements, les comportements, les boniments, les cadeaux et enfin l'union charnelle, qui permettent au diable d'approcher ses victimes, en particulier les femmes. A la fin du 17e s., la répression sanglante prend fin; parallèlement au développement du rationalisme, un nouveau satanisme s'élabore – livres de magie, sociétés secrètes – qui survit aujourd'hui dans les jeteurs de sort. *Félix Rousseau* traite du «Diable personnifiant le vieux paganisme» (p. 16–24). Au moyen âge, clercs et ecclésiastiques croient à la survivance du paganisme par l'intermédiaire de démons et de dieux païens ayant pris des noms nouveaux: fées, nutons, par exemple. Les grands saints ont dû lutter contre le démon, combats dont ils sortent vainqueurs. Dans «Le diable dans les légendes de la Basse-Semois» (p. 25–34), *Marcel Pignolet* montre que le malin se dissimulait sous les traits de personnages familiers aux paysans. Les légendes racontent la confrontation entre le bien et le mal, où la séduction par le diable doit être rachetée par la Vierge. «La représentation du diable en Wallonie», décrite par *Jacques Siennon* (p. 83–116) montre l'opposition constante entre le vice et la vertu dans la

matérialisation graphique du 10e s. à nos jours. Dans les représentations des mystères sacrés et les drames de la Passion du 15e s., le monde infernal apparaît en contre-point de la vie du Christ. C'est ce que décrit *Omer Jodogne* dans «Le diable sur la scène médiévale wallone» (p. 70–82), tandis que *Jean-Pierre Ducastelle*, dans «La figuration du diable dans les processions et les cortèges en Wallonie» (p. 117–157), mentionne que la présence du diable dans la procession locale remonte au milieu du 15e s. et qu'elle est restée vivante jusqu'à nos jours. L'auteur prend pour exemple les processions de géants d'Ath et de Mons, où le diable perd sa fonction didactique ou religieuse pour devenir pittoresque.

Micheline Centlivres-Demont

Zigeuner und wir. Frankfurt a. Main, Universität, Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, 1979. 328 S., Abb. (Notizen, 9).

Der Band, als Exkursionsbericht konzipiert, bietet nebst viel Fotomaterial, Auseinandersetzungen mit Zigeunerliteratur und der neueren Zigeunerbewegung, Berichte über Begegnungen mit Zigeunern und Betrachtungen über Exkursionen im allgemeinen und ihre gruppendynamische Problematik. Gerade letztere Beiträge, unkonventionell und wenig akademisch, machen, dass der Band aus der Reihe der üblichen Zigeunerliteratur tanzt. Ausgangspunkt für die Exkursion ist wieder einmal die von Ina-Maria Greverus aufgeworfene Frage nach Identität; Identität der Zigeuner und der Kulturanthropologen, welche sie sich beide in unserer Gesellschaft nicht mehr beschaffen können. Wodurch, ausser durch Leistung, kann denn soziale Anerkennung gefunden werden? Zigeuner können aufgrund postulierter ethnischer Gleichwertigkeit kulturelle Autonomie fördern oder aufgrund ethnischer Andersartigkeit auf kulturelle und soziale Sonderstellung hinarbeiten. Welches dieser beiden Ziele auch von den verschiedenen nationalen und internationalen Zigeuenerbewegungen proklamiert wird, die Zigeuner untereinander sind stark heterogen inbezug auf ihre Vorstellungen. Klar wird nur, dass Minderheitenschutz und Folklorisierung nicht ausreichen, um genügend Chancen zum Aufbau eigener kultureller Muster und zur Identitätsschöpfung zu bieten. Die Lektüre des Bandes fällt ziemlich schwer, da theoretische Vorkenntnisse, Fragestellungen, Statements, Kritik bisheriger Zigeuner- und Feldforschung und Erlebnisberichte allzu unvermittelt aneinander gereiht wurden.

Maja Fehlmann-von der Mühll

Franz-Josef Grosshennrich. Die Mainzer Fastnachtsvereine. Geschichte, Funktion, Organisation und Mitgliederstruktur. Wiesbaden, Franz Steiner Verlag, 1980. XII, 505 S. (Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung, 4).

Diese umfangreiche Dissertation wurde angeregt durch die Mitarbeit an einem empirischen Projekt zur Mainzer Fastnacht unter Leitung von Herbert Schwedt und ist als Teil der Analyse eines Stadtfestes aufzufassen[1]. Als Ziel nennt der Verfasser «die sozialwissenschaftlich-volkskundliche Beschreibung der Mainzer Karnevalsvereine und Garden in möglichst vielen Dimensionen» (S. 61), ein Ziel, das er zweifellos erreicht hat. Das methodische Vorgehen ist ein kombiniertes: schriftliche Quellen, teilnehmende Beobachtung, Intensivinterviews mit Vorstandsmitgliedern, eine schriftliche Umfrage mittels Fragebogen unter Mitgliedern im Jahre 1977 (764 Befragte) – das ergibt eine ungewöhnlich breite Basis für die mit grosser Umsicht und Sorgfalt durchgeführte Untersuchung.

In einem einleitenden Teil wird eine Übersicht über die Entstehung des modernen Vereinswesens in Deutschland und über seine bisherige Erforschung durch Soziologen und Volkskundler geboten. Grosshennrich postuliert ein bes-

---

[1] Analyse eines Stadtfestes. Die Mainzer Fastnacht. Hrsg. von der volkskundlichen Forschungsgruppe «Mainzer Fastnacht» unter Leitung von Herbert Schwedt; vgl. die Besprechung durch Wilhelm Kutter in: SAVk 74 (1978) 89f.

seres Zusammengehen der beiden Forschungszweige und einen stärkeren Einbezug sozialpsychologischer Gesichtspunkte. Der Darstellung des gegenwärtigen Zustands geht eine nützliche Zusammenfassung der Geschichte des Mainzer Karnevals voraus: erster organisierter Umzug 1838 (in Anlehnung an das Kölner Vorbild), vor 1848 ein politisches Instrument des aufstrebenden Bürgertums, nachher Abflachen ins Unverbindliche; mehrfach Unterbrüche, seit 1926 systematische Werbung – Erfolg: bereits 1927 180000 bis 190000 Fremde, und so weiter. Für die Gegenwart werden alle 35 Fastnachtsvereinigungen vorgestellt: einerseits die Karnevalsvereine als Träger der Saalfastnacht mit Sitzungen samt Büttenreden und mit Bällen, anderseits die Garden, die in historisierenden Uniformen an den Umzügen, voran dem Rosenmontagsumzug, teilnehmen.

Zwar sind nur 6000 bis 7000 der erwachsenen Mainzer (4,4%) Mitglieder von Fastnachtsvereinigungen, der Mainzer Karneval bestimmt aber für eine Weile den Lebensrhythmus der Stadt und hebt ihr Image.

Die Untersuchung der sozialen Struktur der Mitglieder ergibt u.a.: Die Vereinigungen sind Domäne der Männer, Jugendliche und junge Erwachsene sind besonders bei den Saal-Vereinen untervertreten, überrepräsentiert ist eine «breite bürgerliche Mittelschicht». Die Wirklichkeit wird also dem Anspruch, der Karneval sei «ein Volksfest für alle Kreise», kaum gerecht. Analysiert werden ferner etwa die Motive für den Vereinsbeitritt, die Bindung an den Verein, das Selbstverständnis der Vereine selber. Für die neueste Entwicklung müssen hier einige Stichwörter genügen: Rücksicht auf den Publikumsgeschmack, Unterhaltungsangebot der Medien als Richtschnur, Idealismus, «Ernsthaftigkeit», unternehmerische Prinzipien, Vermarktung. Für schweizerische Begriffe befremdlich (wenn nicht mehr) ist der Beförderungsplan einer Garde mit Chargen wie Obergefreiter, Feldwebelleutnant, Rittmeister bis hin zum General... (S. 365).

Bei aller Hochachtung vor der Leistung des Verfassers muss der Rezensent zum Schluss angesichts XII plus 505 Seiten die Frage nach dem Mass aufwerfen. Es scheint ihm, zwischen dem Thema – immerhin einem Teil-Thema – und dem auch technisch perfektionierten Aufwand bestehe ein Missverhältnis. Wir wünschten uns z.B. für die Basler Fasnacht eine Untersuchung, die zwischen der vorliegenden und der knappen, aber doch schon recht aussagekräftigen von Hans Dürst über das Basler Cliquenwesen[2] die Mitte hielte. Ed. Strübin

Bernhard Oeschger, Zwischen Santiklaus und Martinsritt. Strukturen jahreszeitlicher Brauchphänomene in Endingen am Kaiserstuhl. Frankfurt/M. u. Bern, Verlag Peter D. Lang, 1981. 347 S., Tabellen. (Artes populares, 5).

Form, Struktur, Bedingungen, Funktion und Trägerschaft der Bräuche im Jahreslauf durch die Analyse von Einzelbeispielen darzustellen ist das erklärte Ziel der volkskundlichen Feldstudie. Eine zweijährige Beobachtung und Teilnahme am lokalen Brauchverlauf, dazu Informationsgespräche, Bilddokumentation und eine Erhebung mittels standardisiertem Fragebogen mit zirka 20% Rücklauf beschafften das Quellen- und Datenmaterial. Die mustergültige Studie, bei der man kaum Fragezeichen anzubringen vermag, versteht den Jahresbrauch als Ausdruck eines genormten und regelmässig wiederkehrenden Verhaltenskanons, vom sozialen Umfeld, von Ortsgebundenheit und Zeitbezug als Determinanten bestimmt. Brauchbilder als Elemente verbaler und nonverbaler Zeichengebung innersozialer Teilstrukturen, als adoptierte, wiederholbare Verhaltensmuster in sozialen Gruppen wirksam, und Brauchhandlungen als kulturelle Produkte eines gruppenspezifischen Orientierungsrahmens und Aussagevermittlung zwischen Gesamtgesellschaft, Teilgruppen oder Einzelpersonen, ermöglichen individuelles Statusbemühen und gruppeninterne Differenzierungs-

[2] Hans Dürst, Das Cliquenwesen und die Basler Fasnacht, in: SAVk 65 (1969) 2–24.

versuche. Sie bedingen Affirmation und Stabilitätssicherung eines bestehenden Systems durch seine Teilgrupppen. Die Brauchmuster werden nach Aktions- und Gestaltungselementen herausgearbeitet und deren Einsatz innerhalb des lokal- und gesamtkulturellen Apparats beleuchtet, so dass sich intrafamiliäre wie dörfliche Machtstrukturen ihrer Geheimsphäre entledigen. Die strukturellen Grundraster und Funktionsbildungen innerhalb eines ortstypischen Kommunikationssystems zu erfassen ist gepaart mit dem Versuch, darzustellen, inwieweit bestehende Handlungsmuster von ihrer Entwicklung her verstanden oder zwischenzeitlich in neuen Funktionsverbindungen erkannt werden können. Der strukturalistisch-funktionalistische Ansatz zeigt Möglichkeiten und Grenzen dieser Optik bezüglich Aussagekraft. Die Element- und Beziehungsanalyse, fassbar in Oppositionsbildungen, ist nicht bei allen Bräuchen gleich scharf herausgearbeitet. Paradigmatischen Charakter hierzu tragen die Kapitel «Dreikönigen» und «Säge- oder Kalkmehlstreuen» als Mai-Schabernack. Werner Röllin

Virgil Medan, Folclorul copiilor [Kinder-Folklore]. Cluj-Napoca, Comitetul de cultură şi educaţie socialistă al judeţului Cluj, 1980. 328 S., Melodien, 1 Karte. Französische Inhaltsangabe.

Aus Anlass des internationalen «Jahres des Kindes», 1979, ist dieses schöne Buch zustandegekommen. Es enthält 546 Kinderliedlein und Verse, wobei zu jedem Lied die Melodie beigefügt ist, zugleich mit dem Namen und dem Alter des Sängers und dem Ort und dem Datum der Aufnahme. Die Liedlein sind nach Themen geordnet. Das erste Kapitel hat den Titel «Meteorologie»; da finden sich Verse über Sonne, Mond, Donner, Osterfeuer, Regen und Regenbogen. Ein weiteres Kapitel heisst «Magie und Ritual» mit Zahnversen, Krankheitssegen, Weihnachtsliedlein und Sprüchen über das Regenmädchen (»paparuga»). Besonders zahlreiche Verse umfasst der Abschnitt «Tiere»; als Beispiele seien angeführt Schneckenhörnerverse, Marienkäfer, Schmetterling, Kuckuck, Storch als Kinderbringer, Hund, Katze und schliesslich die fastnächtliche Tiermaske «turca». Den Beschluss bilden die Abschnitte über Spiele mit Spottversen, Wiegenlieder, Abzählreimen, aber auch mit Liedern, die zu eigentlichen Kinderspielen gesungen werden, wobei kurze Spielbeschreibungen notiert werden. Die Einführung gibt auch an, bei welchen Gelegenheiten die Kinder die entsprechenden Lieder singen. Wildhaber

Ilka Peter, Das Ranggeln im Pinzgau und verwandte Kampfformen in anderen Alpenländern. Salzburg, Verlag der Salzburger Druckerei, 1981. 184 S., 7 Farb- u. 137 Schwarzweissbilder, 20 Federzeichnungen von Albrecht Dürer. (Schriftenreihe der Salzburger Heimatpflege, 3).

In der Schriftenreihe der Salzburger Heimatpflege ist eine Abhandlung über «Das Ranggeln im Pinzgau» erschienen. «Ranggeln» steht für den schweizerischen Begriff des Schwingens. Das Buch schliesst insofern eine Lücke, als in Österreich bisher noch keine grössere Darstellung dieser Form des Zweikampfes vorlag. Die Autorin setzt sich eingangs mit den Regeln, den zahlreichen Griffen und Würfen beim «Ranggeln» auseinander (am Rande spielen hier auch der Hosenlupf und die Raufereien der Burschen beim Kiltgang und daraus entstandene Sagen herein) und schildert dann den Ablauf der öffentlichen «Ranggelveranstaltungen» seit der Jahrhundertwende. Ilka Peter konnte sich bei der Befragung sowohl auf betagte Gewährsmänner als auch auf aktive «Ranggler» stützen und legt besondere Sorgfalt auf die Beschreibung der Bewegungsabläufe, Griffe und Würfe. Über hundert Schwarzweiss-Fotos veranschaulichen diese Details am kämpfenden «Ranggler»-Paar. Ein Kapitel über das Ringen im 15. Jahrhundert (mit Abbildungen von Albrecht Dürer) ermöglichen dem Leser Quervergleiche mit den heute geltenden Schwingerregeln. Schliesslich bieten Angaben über die Tätigkeit des 1947 gegründeten «Salzburger Rangglerverbandes» auch einen

Einblick in die heutigen Verhältnisse. Am Schluss des Buches wird auf Varianten des «Ranggelns» im Tirol, in Bayern, in der Steiermark und in der Schweiz verwiesen. Für den schweizerischen Ausblick wurden das 1955 erschienene «Schweizerbuch der alten Bewegungsspiele» und «Das grosse Schwingerbuch» aus dem Jahre 1973 herangezogen. Darin heisst es u.a., dass in der Schweiz Schwinger-Veteranen eifersüchtig darüber wachen, damit das Schwingen nicht durch Auswüchse des Massensports verwässert wird. Unter diesem Eindruck formulierte Ilka Peter den letzten Satz ihres Buches: «Diese Einstellung der Schweizer, das Schwingen in seiner überlieferten Form, ob als Volksspiel oder Nationalsport, rein zu erhalten, ist vorbildlich zu nennen.» A. Senti

Herbert und Elke Schwedt, Schwäbische Volkskunst. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer, 1981. 184 S., 32 Schwarzweissraf., 12 Farbtaf.

Hier können wir ein restlos erfreuliches Buch anzeigen, zu dem man dem Verfasser-Ehepaar nur gratulieren kann. Es handelt sich diesmal nicht um ein «Schaubuch» der Volkskunst, sondern um ein Werk, das sich mit allen Problemen, welche der Begriff Volkskunst aufwirft, auseinandersetzt, sich dabei allerdings in den praktisch-sachlichen Bezügen regional auf Schwaben begrenzt. Die Abbildungen dienen nur als Belege für den Text; sie sind nicht Selbstzweck. Die ausführliche Literaturliste beschränkt sich – mit wenigen Ausnahmen – auf das deutsche Sprachgebiet. Es ist ein wirklich «humanes» Buch, das auch andere Meinungen gelten lässt und nicht die eigene für die allein glaubwürdige und seligmachende hält. Die Verfasser haben durchaus eine feste Vorstellung von dem, was sie unter Volkskunst verstehen, aber es ist ihnen ganz klar bewusst, dass man auch andere Auffassungen vertreten kann. Sie sagen es deutlich: «Allgemein gültige und objektive Bewertungsmassstäbe für den Kunstgehalt eines Stückes werden sich schwerlich finden lassen. Wer ein Freund oder Sammler von Volkskunst ist, sollte sich dadurch nicht beirren lassen: was für ihn zählt, ist seine Freude an der Sache, und die sollte er sich nicht nehmen lassen». Wie ist das wohltuend; da ist kein zänkisches Theoretisieren sondern ein vornehmes Geltenlassen! Ein Museumsmann muss in derartigen Fragen, wo es sich um eine Ausstellung handelt, manchmal pragmatisch sein; bei Ausstellungen mit dem Thema «Volkskunst» habe ich gelegentlich Objekte miteinbezogen, einfach weil ich sie schön fand und als Volkskunst-Äusserung hielt; so habe ich einmal für eine schweizerische Volkskunst-Ausstellung in den USA eine Basler Fastnachtslaterne genommen, die ich an einem Fastnachtstag um Mitternacht von der Clique mir hiefür geben liess, oder ich habe bei der Kölner Ausstellung (1968) Masken gezeigt, was bei einem Kollegen auf heftige Kritik stiess. Für die Schwedts ist Volkskunst Bestandteil sozialen Handelns; sie suchen die Zusammenhänge zwischen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte und den Volkskunstobjekten. Mit den Begriffen «Bauernkunst» (der ohnehin recht zweifelhaft ist) und «Hausfleiss» (der in ausgesprochnen Einzelfällen noch berechtigt sein mag) ist nicht mehr auszukommen. Die Grenze zwischen Kunst, Handwerkskunst und Volkskunst ist durchlässig, wie die Verfasser immer wieder an Beispielen nachweisen können. Sie zeigen, wie wichtig der «Konsument», das sogenannte «Volk», für die Volkskunst ist; sie ist – so sagen die Verfasser mit Recht – ohne genaue sozialgeschichtliche Kenntnisse nicht einzuschätzen, nicht zu verstehen. Im Vordergrund stehen in ihrem Buch Ursachen und Funktionen der Volkskunst, nicht eine eigentliche Beschreibung der Volkskunstobjekte. Und das ist gut so.

Nach diesen einleitenden Erörterungen gehen die Verfasser in drei klar abgegrenzten Kapiteln (Kunst am Haus; Kunst im Haus; Brauchkunst) auf Einzelobjekte oder typische Eigenheiten in den schwäbischen Gebieten ein. Die entsprechende Fach- und Regionalliteratur wird überall herangezogen. Wir erfahren dabei manche interessante Einzelheiten: Herstellung von Drahtmasken in Ravensburg (heute noch in Gebrauch in Weingarten) oder Perlenstickerei in Gmünd.

Eine besondere Würdigung gebührt dem Abschnitt über «Brauchkunst» (Maskenschnitzer, Palmen, Ostereier, Fronleichnamsblumenteppiche, Weihnachtskrippe). Es handelt sich hier oft um ephemere, vergängliche Kunst. (Hier zu verweisen auf: M. J. Gladstone, A carrot for a nose. The form of folk sculpture on America's city streets and country roads. New York 1974, und Avon Neal, Ephemeral folk figures. Scarecrows, harvest figures, and snowmen. New York 1969). Man könnte auch als Ergänzung hinweisen auf die Silhouettenschneider an den Jahrmärkten, auf die geschnitzten und bunt bemalten Tiere der Karussells (Frederick Fried, A pictorial history of the carousel. New York 1964), auf das Buch von Helaine W. Fendelman «Tramp art» (New York 1975, «This book is dedicated to the legions of skilled and unskilled folk artisans whose anonymous efforts provided us with Tramp Art») und – bis zu einem gewissen Grade – auf: Aspen art in the New Mexico highlands. A photo essay by James B. DeKorne. Santa Fe, Museum of New Mexico Press, 1970 (Ritzzeichnungen in Baumrinde). – In einem Schlusskapitel weist Herbert Schwedt am «Exempeldorf» Hirrlingen – es ist «sein» Dorf, in dem er sich auskennt – auf, was an heutiger Volkskunst noch zu finden ist. Wildhaber

Reinhard Haller, Volkstümliche Schnitzerei. Profane Kleinplastiken aus Holz. Aufnahmen Helga Schmidt-Glassner. München, Callwey Verlag, 1981. 188 S., 247 Abb. auf Taf. und im Text, 21 farb. Abb. auf Taf.

Reinhard Haller führt in seinem schönen Buch, das er Leopold Kretzenbacher widmet und das vom Callwey Verlag höchst erfreulich betreut wurde, in ein Gebiet ein, das theoretisch und bildmässig noch wenig bearbeitet ist und schon gar nicht in dieser überlegen grosszügigen Weise wie im vorliegenden Buch. Das Thema beschränkt sich regional allerdings auf die deutschsprachigen Gebiete Europas (mit ganz gelegentlichen Verweisen etwa auf Polen, Italien oder die USA). Haller behandelt ein recht schwieriges Gebiet der «Volkskunst», das Zusammenhang hat mit der «Laienkunst», «naiven Kunst», der «Handwerkskunst» und zuweilen wohl auch mit der «Hochkunst». In vielen Fällen – aber beileibe nicht in allen – handelt es sich um ausgesprochene «Individualkunst», die allerdings traditionellen Anregungen verhaftet bleibt. Haller will die profane Seite der plastisch bildenden Volkskunst, der «Kleinfigurenbildnerei», zeigen, wobei als Werkstoff vor allem Holz in Frage kommt (die Keramik ist also ausgeschlossen). Es sind «figürliche Gestaltungen in der totalen Ausbildung»; wo sie eine angewandte Funktion übernehmen, muss sich diese mit dem zweiten Rang bescheiden, d.h. sie muss optisch zurücktreten gegenüber der plastischen Skulptur. Während der reich ausgestaltete Bildteil natürlich nur die fertigen Produkte, die Kleinkunstwerke, vorführen kann, geht Haller in seinem Text eingehend auf alle Fragen der Herstellung, der sozialen Umwelt, des Vertriebes und Verkaufes, der Käuferwünsche und der Verwendung ein, womit zugleich die Fragen der «Kunst aus dem Volk» (Schnitzer) und der «Kunst für das Volk» (Käufer), also Produzent und Konsument, erörtert werden. Je nach sozialer Herkunft und beruflicher Vorbildung fallen für Haller drei Gruppen von Schnitzern in Betracht: 1. ungelernte Laienschnitzer, 2. angelernte Schnitzer («Hausindustrie») und 3. handwerklich ausgebildete Schnitzer (Schnitzerschulen).

Die einzelnen Abschnitte, mit denen Haller sich befasst, behandeln den Motivkreis mit Freiplastik (sorgfältig aufgeführte und belegte Darstellungsthemen, so z.B. die Wackelfiguren) und angewandter Plastik (Nussknacker, Uhrengehäuse, Schachfiguren), dann die Vorbilder (als solche werden erwähnt; Krippen, Druckgraphik, Porzellanfiguren, Musterbücher, Schnitzschulen). Ausführlich geht der Verfasser auf die Herstellungslandschaften ein; für Süddeutschland werden aufgezählt: Rhön, Spessart, Odenwald, Nürnberg, Oberpfälzer Wald, Bayrischer Wald, Allgäu, Schwarzwald, Oberammergau und Berchtesgaden, für die Schweiz das Berner Oberland (Brienz), für Österreich Viechtau und Hallein, und für Süd-

tirol das Grödnertal. Es werden jeweils einzelne Schnitzerpersönlichkeiten namentlich erwähnt und in ihrem Schaffen charakterisiert. Die folgenden Kapitel führen ein in die Technologie (mit Schnitzen und Fassen; ein wenig bekanntes Thema wird hier gut behandelt, mit Berücksichtigung der sozialen Seite), die Stilistik (Vorsicht in der Zuweisung an einen Schnitzerort ist geboten!), den Handel mit diesen Objekten (Absatzgebiete mit ihren Erträgen; als Vertriebsformen sind genannt: Hausieren, Verleger, Niederlassungen), den Käuferkreis (unter anderem die Souvenirartikel für Touristen) und den Gebrauch (z.B. als Nippesfiguren, Kaminstücke, Schützenpreise). – Die gezeigte Gründlichkeit und Allseitigkeit der Themenbehandlung und die prächtige Vielfalt der Abbildungen machen den Reiz des Buches aus. Wildhaber

Karl Hillenbrand, Volkskunst der Ziegelbrenner. Stempel, Symbole, Heilszeichen in Ton. München, Callwey Verlag, 1981. 88 S., 119 schwarzweisse Abb., 4 Farbtafeln.

Hier ist ein für die Volkskunst in grösserem Zusammenhang noch recht wenig bearbeitetes Gebiet in vorzüglicher Weise erschlossen. Hillenbrand dürfte auch der einzige sein, der sich in dieser überlegenen Weise darin auskennt. Man stösst zwar in der Literatur hin und wieder auf den Begriff «Feierabendziegel»[1], aber derart viele Beispiele – mit besonders schönen Abbildungen von plastischen Firstziegeln – gibt es sonst nirgends. Einem vorzüglichen geschichtlichen Überblick über die Herstellung und die Verwendung von Ziegeln folgen Kapitel über die Namen für die Ziegel und ihre Formen. Die Bedeutung der Klosterziegeleien wird klar erkennbar. Für das Gebiet der Volkskunst im speziellen sind die Abschnitte über die Feierabendziegel, die Zieglergraphik und die Zieglerplastik besonders ergiebig. Diese starke volkstümliche Behandlung des Ziegelmaterials wird weiter hervorgehoben durch die Zusammenstellung einer Fülle von Inschriften, vor allem auf den Feierabendziegeln. Für die Vermittlung dieses prächtigen Materials ist Hillenbrand uneingeschränkter Dank schuldig. Ich hätte es begrüsst – und auch das muss leider gesagt werden – wenn das Buch ohne die «Einführung» herausgekommen wäre. Es läuft einem heiss und kalt den Rücken hinunter, wenn man diese Einführung liest; da feiert das mythisch-mystische Vorchristentum heiter unbeschwerte Urständ. Jeder Strich und jede Zeichnung haben Symbolcharakter; es haben «die aus dem Unterbewusstsein aufsteigenden Gefühle Form und Gestalt natürlich schon längst vor der christlichen Symbolik erhalten». Gesichter werden gleich zu Schreckensmasken, also zu einem apotropäischen Zeichen (besonders wenn – als Feierabendziegel – niemand sie sieht). Die Sieben ist «sicher ein uraltes Zeichen», die liegende Acht ein Fruchtbarkeitssymbol. Warum sind dann aber «ein Liebespaar, Mädchen in Tracht» nicht auch gleich vorchristliche Symbole? Ich gebe zu, dass bei den Firstziegeln einige ursprünglich einmal eine Abwehrfunktion gehabt haben mögen, aber im wesentlichen sind es doch rein dekorative Elemente, entstanden aus der Freude am Gestalten und wohl auch aus der Lust am Spass.

Aber abgesehen von dieser Einschränkung ist das Buch zuverlässig, nützlich und vor allem erfreulich. Wildhaber

Josef Lanz, Krippenkunst in Schlesien. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1981. 199 S., 8 Farbtafeln, 56 einfarbige Taf., 9 Karten.

1974 erschien das umfangreiche Werk «Krippenkunst in Böhmen und Mähren» von Alfred Karasek/Josef Lanz, das in seiner minutiösen Genauigkeit und aus-

---

[1] Beitl's Wörterbuch der deutschen Volkskunde führt den Begriff nicht als separates Stichwort auf; siehe aber «Dachziegel», S. 130f., mit weiterführender Literatur.

führlichen Dokumentation einmalig war. Schlesien war damals bewusst ausgeklammert und einer eigenen Untersuchung vorbehalten worden. Karasek ist 1970 gestorben, und Josef Lanz widmet nun sein Werk über die schlesische Krippenkunst seinem Andenken. Was oben über das böhmisch-mährische Buch lobend gesagt wurde, gilt mit den gleichen Worten auch für das eben erschienene schlesische. In ihm wird mit der peinlichsten Sorgfalt und Zuverlässigkeit jeder in langer, mühsamer Kleinarbeit auffindbare archivalische Beleg, jeder literarische Vermerk und jede Angabe aus Lebenserinnerungen über schlesische Krippen und Krippenbauer aufgezeichnet. Das führt von den Anfängen in Glatz 1584 bis zur Gegenwart und ergibt ein ausserordentlich vielfältiges und eindrucksvolles Bild vom Umfang und von der Bedeutung der schlesischen Krippenkunst. Die ersten Krippen in Schlesien wurden von den Jesuiten gebracht und gebaut; sie haben auch in reger Betriebsamkeit für ihre Verbreitung gesorgt. Neben den Jesuiten haben sich auch andere Orden am Krippenbau in Schlesien beteiligt, so die Zisterzienser und Franziskaner. Daneben haben aber auch Weltgeistliche in ihren Kirchen Krippen eingerichtet. Als einzige nicht-katholische Glaubensgemeinschaft hat die Herrnhuter Brüderunität zur Ausgestaltung ihrer Weihnachtsfeiern bildliche und szenische Darstellungen des Heilsgeschehens verwendet; sie haben den Krippenbau auch nach Pennsylvanien/USA mitgebracht. Lanz schildert in interessanter Weise die Symbiose der Krippe mit evangelischen Weihnachtsbräuchen wie der erzgebirgischen Weihnachtspyramide und dem schlesischen Zepter. Er geht ferner auf die Umstände ein, die dazu führten, dass die Krippe aus dem kirchlichen Raum herausgenommen und in die Bürgerhäuser und Weberhütten gebracht wurde. Als Krippentypen werden angeführt die Schaukrippen (bewegliche Krippen, Krippenspiele, Krippentheater; alle bekannten Krippen mit ihren Erbauern und ihrer Konstruktion werden aufgezählt), die Tragkrippen (auch unter dem Namen «Bethlehem» bekannt; sie und die Krippensterne werden für die weihnächtlichen Heischegänge benützt) und die Stockwerkkrippen (sie weisen Verwandtschaft mit den Pyramiden und Zeptern auf; gebaut wurden sie meist von Bergleuten).

Ein umfangreiches Kapitel befasst sich mit dem «Krippenschaffen zwischen Volks- und Hochkunst». In ihm werden die grossen Krippenlandschaften des Iser- und Riesengebirges, in der Grafschaft Glatz und in Oberschlesien mit ihren geographischen, religiösen und sozialen Voraussetzungen geschildert. Die Krippenbauer werden genannt; die einzelnen Krippen – auch solche mit Papierfiguren und handgemalten Ausschnittfiguren – werden geschildert. Krippenausstellungen werden ebenfalls erwähnt. Als Ersatz für plastische Krippen dienten Hinterglasmalereien mit Krippendarstellungen. Glas als Werkstoff fand auch sonst Verwendung im Krippenbau (Darstellung von Wasserflächen durch Glasspiegel, aus Brunnen fliessende Wasserstrahlen). – Der ganze Reichtum an Einzelangaben in diesem monumentalen Werk wird erschlossen durch Personen-, Sach- und Ortsregister. Wildhaber

Alfons Rudolph, Schwäbische Barockkrippen. Mit einer Einführung von Josef Anselm Adelmann von Adelmannsfelden. Stuttgart, Konrad Theiss Verlag, 1981. 140 S., 112 farbige Abb. auf 84 Taf.

Hier liegt ein ausnehmend schönes Schaubuch vor uns. Es verdankt seinen Reiz eindeutig den köstlichen Aufnahmen des Photographen Alfons Rudolph, der es verstanden hat, den Zauber dieser schwäbischen Krippen in jeder einzelnen Aufnahme einzufangen. Es handelt sich meist um Kirchen- und Klosterkrippen, vereinzelt auch um Museumsstücke, aus der Mitte des 17. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Ausser den grösseren Übersichten bringt uns Rudolph vorwiegend die kleineren Gruppen, Einzelfiguren (auch nur Gesichter) und Details (meist der Bekleidung) in seinen Aufnahmen näher. Er verweist ausdrücklich

darauf, dass reine Volkskunstkrippen nicht vorgestellt werden[1], «sondern solche, denen ein künstlerischer Rang zukommt, die also die Schwelle von der Volkskunst zum Kunstwerk überschritten haben» (S. 137). Rudolph bringt neben Aufnahmen von bekannteren Krippen auch solche, die in der Literatur kaum je Beachtung gefunden haben. Die dargestellten schwäbischen Krippenorte (ihre Krippen können gelegentlich auch aus anderen Gebieten stammen, so finden sich vereinzelte neapolitanische Krippen) sind Gutenzell, Bonlanden, Ottobeuren, Kellenried, Ravensburg, Birnau, Hettingen, Rottweil, Sigmaringen, Ellwangen, Rottenburg, Lauterbach, Epfendorf und Stuttgart. Rudolph gibt zu jeder einzelnen gute, sachliche Erläuterungen. Wir stossen z.B. auf Krippenfiguren aus Papiermaché, aus Wachs, oder auf Holzgliederpuppen (die aus Gurk in der Steiermark stammen). Bei den einzelnen Krippen kommt meist die simultane Aufstellung der einzelnen Szenen vor, doch gibt es auch die Aufstellung zeitlich hintereinander. – Die Einleitung von Josef Anselm Adelmann hat mehr theologischen als volkstümlichen Gehalt, was bei einem Rundfunkpfarrer ja gut verständlich ist.

Wildhaber

Robert Hiltbrand, Populäre Weihnachtskrippen aus Italien. [Aussentitel: Krippenfiguren]. Dortmund, Harenberg Kommunikation, 1981. 178 S., 80 farbige Abb. (Die bibliophilen Taschenbücher, 279).

Robert Hiltbrand ist ein passionierter Sammler von Volkskunst, der aus reiner Freude an Farbe und Form sammelt. Seit Jahren geht er in den verschiedensten Ländern zu den Töpfern in ihre Werkstatt und zu Bauernfrauen in ihr Haus, unterhält sich mit ihnen, befrägt sie über ihre Arbeiten und belädt sein kleines Auto bis auf das hinterste Plätzchen mit den reizvollsten Objekten. So ist mit der Zeit bei ihm eine grossartige Privatsammlung entstanden. Aus seinen Beständen hat er nun 80 (d.h. 6 sind aus einer anderen Sammlung) entzückende Krippen und Krippenfiguren aus Italien für dieses Harenberg-Bändchen ausgewählt. Neben den bekannten Produktionsstätten Neapel und Lecce in Süditalien sind aber auch kleinere, unbekanntere Werkstätten in der Campagna, in Apulien, Kalabrien, Sizilien (Caltagirone), Ligurien und sogar eine aus Malta vertreten. Was für dieses Krippenbändchen einmalig und erstmalig ist, sind Hiltbrands Angaben über die Namen der Töpfer, ihre Technik und Farbengebung. Hier spricht – und man nimmt es mit Befriedigung zur Kenntnis – ein fachmännischer Würdiger und nicht ein ekstatischer Ästhetiker oder frommer (oder gar frömmelnder) Betrachter. So ist denn auch das Nachwort zur heutigen Krippenfigurenfabrikation sehr erfreulich: wie und wo diese Figuren hergestellt und verkauft werden, und was man als typisch für süditalienische Krippen bezeichnen kann. Wildhaber

Leopold Kretzenbacher, Schutz- und Bittgebärden der Gottesmutter. Zu Vorbedingungen, Auftreten und Nachleben mittelalterlicher Fürbitte-Gesten zwischen Hochkunst, Legende und Volksglauben. München, Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, in Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, 1981. 112 S., 7 Textabb., 1 Faltkarte, 14 Taf. (Bayerische Akad. d. Wiss., Philosoph.-Histor. Klasse, Sitzungsberichte 1981, Heft 3).

Kretzenbacher beschert uns wieder eine seiner schönen Arbeiten aus einem Gebiet, auf dem er sich auskennt wie kaum sonst jemand: der volkstümlich religiösen Ikonographie. Da kommt ihm immer zustatten, dass er auf seinen vielen Wanderungen so manches selbst gesehen und erlebt hat, und dass er neben seiner steirischen Heimat, man möchte beinahe sagen, eine zweite Heimat in den Balkanländern gefunden hat. Diesmal führt er uns im Bild und in einfühlsamen, warm empfundenen Worten zwei Bildgebärden der Marienverehrung vor: Das Schutz-

[1] Zu derartigen Abb. siehe neuerdings Herbert und Elke Schwedt, Schwäbische Volkskunst (Stuttgart 1981), S. 127–130.

mantel-Ausbreiten und die Brustweisung Marias. Er beginnt mit drei steirischen Schutzmantelmadonnen; vor allem grossartig durchgeführt ist seine Interpretation des sogenannten Grazer Landplagenbildes (Heuschrecken, Türkeneinfälle, Pest) «Das Göttliche Strafgericht». Eine besonders eindrückliche Bittgebärde aber ist Marias Brustweisung; Kretzenbacher führt für diese Gebärde antike und frühchristliche Beispiele an, in denen sie zu Klage, Fürbitte oder Beschwörung diente. Die bedeutendsten Denkmale finden sich im 15. und 16. Jahrhundert; hier steht Marias Brustweisung meist Christi Vorweisen seiner Wundmale gegenüber. Dieser Bildtypus wird auch als «Tribunal Misericordiae» oder als «Heilstreppe» bezeichnet. Wo das religiöse Empfinden ins Ekstatische, Mystische hinübergleitet, begnügt es sich nicht mehr mit dem blossen Vorweisegestus, sondern nun fliesst Blut aus Christi Wunden und Milch aus der Brust Marias, oft zur Peinerleichterung der Seelen im Fegfener. Auf den Bildern sind Erlöserblut und Marienmilch («Liebfrauenmilch») vermehrt um den Eucharistiegedanken und die Fegfeuerlehre. Als Beschluss führt Kretzenbacher einige kennzeichnende Beispiele nachmittelalterlicher und nachreformatorischer Verwendung des Bildgedankens in «Bildkunst und Liedsang» an. Das Erstaunliche bei ihm sind immer seine weitausgreifenden kulturellen Bezüge und seine grossartige Kenntnis der Literatur, ganz besonders der jugoslavischen und der orthodoxen Literatur[1]. Wildhaber

Waltraut Werner-Künzig, Schwarzwälder Trachten. Traditional Costumes in the Black Forest. Costumes populaires de la Forêt-Noire. Karlsruhe, Badenia Verlag, 1981. 98 S., zahlreiche farbige u. schwarzweisse Abb., 1 Übersichtskarte. Texte dreisprachig: deutsch, englisch, französisch.

Waltraut Werner hat uns ein ausnehmend schönes Trachtenbuch beschert, das nicht nur bewundernswerte, völlig ungekünstelte Photos in reicher Fülle enthält, sondern überdies einen ebenso ungekünstelten, klaren Begleit- und Erläuterungstext zu jeder Photo, der mit präziser Sachkenntnis auf die wesentlichen Eigenheiten der einzelnen Trachten aufmerksam macht. Man spürt es, dass Frau Werner aus eigenem Erleben die Trachtenwirklichkeit zeigen kann; sie kennt die Täler des Schwarzwaldes und die Leute, und sie hat früher auf den Bauernhöfen mitgeholfen bei der Arbeit. Die Tracht ist in diesen Tälern und Dörfern des Schwarzwaldes an Sonn- und Festtagen noch zu einem grossen Teil eine Selbstverständlichkeit. Noch gibt es die Trachtennäherinnen, von denen mehrere im Buch bei der Arbeit gezeigt werden. Ein besonderer Vorteil des Buches besteht wohl darin, dass hier die Tracht durch die Augen einer Frau gesehen wird, die Sinn und Verständnis für die handwerkliche Ausgestaltung der einzelnen Trachtenstücke besitzt. Die Schwarzwälder Trachten sind sehr differenziert; das ist das Ergebnis von historischen Entwicklungen durch verschiedene territoriale und konfessionelle Zugehörigkeit. Vor allem zeigen sich grosse Unterschiede bei der Kopfbedeckung der Frauen, bei den Hauben, Kappen und Hüten: da sind z.B. die Hörnerkappe der Markgräfler, der Elztäler Schäppel und die Gutacher Bollenhüte in schwarz oder rot. In manchen Aufnahmen werden die Trachten im lebendigen Brauchtum gezeigt, etwa bei der Pferdesegnung am Patroziniumsfest in St. Märgen oder bei der Fronleichnamsprozession in St. Peter, beim Osterfeuertragen, Erntedankfest, Palmentragen und bei der Flurprozession. Erwähnt werden ferner immer die Dialektausdrücke für die einzelnen Trachtenteile. Es wird auch auf das Schwarzwälder Trachtenmuseum in Mühlenbach aufmerksam gemacht.

Der dreisprachige Text zeigt deutlich, dass das Buch sich an einen breiten, interessierten Leserkreis wendet, und diesen Zweck erfüllt es in ausgezeichneter Weise. Wildhaber

---

[1] Neuerdings findet man auch kurzgefasste Angaben zu «Maria lactans», «Heilstreppe» und «Schutzmantelmadonna» bei: Heinrich und Margarethe Schmidt, Die vergessene Bildersprache christlicher Kunst (München, C.H. Beck, 1981).

Nils-Arvid Bringéus (ed.), Arbete och redskap [Arbeit und Gerät]. Materiell folkkultur på svensk landsbygd före industrialismen [Materielle Volkskultur inden ländlichen Gebieten Schwedens vor der Industrialisierung]. Lund, Liber Läromedel, 1979. 416 S., zahlreiche Abb. und Verbreitungskarten. (Handböcker i Etnologi).

Das in der vierten überarbeiteten Auflage erscheinende Handbuch, das zu den Handbüchern der Ethnologie zählt, enthält Beiträge von zehn Autoren (G. Berg, N.-A. Bringéus, P. Fjellström, J. Frykman, G. Grenander-Nyberg, N. Nilsson, M. Nodermann, A.-M. Nylén, G. Rosander, M. Szabó).

Im Vorwort wird ausgeführt, dass im Bereich der Ethnologie die Ausbildung an den schwedischen Universitäten durch eine starke Segmentierung, namentlich bei den Grundkursen, gekennzeichnet ist, dass aber in den letzten Jahren versucht wurde, die verschiedenen Studienkurse stärker zu vereinheitlichen und dabei auch die Aspekte der materiellen Kultur und der Wirtschaft angemessen zu berücksichtigen. Die vorliegende Ausgabe des 1970 erstmals erschienenen Handbuchs soll diesem Ziel dienen. Die ersten drei Kapitel behandeln die Themen Arbeit, Arbeitsgerät sowie Material und Technik. Die folgenden Themen sind den einzelnen traditionellen Komplexen bzw. Bereichen der Wirtschaft und der Ergologie gewidmet, nämlich dem Ackerbau (jordbruk), der Viehwirtschaft (boskapsskötsel), dem Tierfang und der Jagd (djurfänge och jakt), der Fischerei (fiske), der Nahrungszubereitung (matberedning), der Waldnutzung (skogsbruk), dem Transport (transport), dem Hausbau (byggnadsskick), dem Innenausbau und dem Mobiliar (heminredning), den Textilien (textilberedning) und der Kleidung (kläder). Die mit zahlreichen Fotografien, einfachen, meistens auf Umrisse beschränkten äusserst informativen Zeichnungen, Grafiken und Verbreitungskarten versehenen Beiträge werden durch einen Bildnachweis und ein ausführliches Sachregister abgerundet. Das Handbuch ist jedem Volkskunde- und Ethnologiestudenten zur Lektüre zu empfehlen, da es die genannten Themen in systematischer Art behandelt und dabei statische (Ergologie) und dynamische Aspekte (z.B. Arbeitsverhältnisse in historischer Sicht) gleicherweise berücksichtigt. Gerhard Baer

Gitta Böth, Kleidungsverhalten in hessischen Trachtendörfern. Der Wechsel von der Frauentracht zur städtischen Kleidung 1969–1976 am Beispiel Mardorf. Zum Rückgang der Trachten in Hessen. Frankfurt a.M./Bern/Cirencester, Peter D. Lang, 1980. VII, 302 S., Abb. (Europäische Hochschulschriften, Reihe XIX: Volkskunde, 18).

Eine Marburger Dissertation aus der Schule Ingeborg Weber-Kellermanns zu einem hessischen Trachtenthema, das verspricht viel. Rez. stellt sich jedenfalls vor, dass die von jenem Institut seit langem systematisch betriebene volkskundliche Kleidungsforschung, insbesondere die Projektarbeiten zu hessischen Trachten, für den jungen Wissenschafter ideale Arbeitsvoraussetzungen geschaffen haben, dass er mit einer verlässlich à jour gehaltenen Bibliothek, mit erfahrenen Diskussionspartnern und erprobten Informationsstrukturen für die Arbeit «im Feld» rechnen kann – ein Feld, das in Marburg noch dazu (immer noch) unmittelbar vor der Haustüre liegt. Frau Böth hat die Chancen zu nutzen verstanden. Sie verfügt, wie Teil I ihrer Arbeit belegt, über breite Kenntnis der trachtenkundlichen Literatur und der volkskundlichen Fragestellungen (wobei Tracht allerdings immer *ländliche* Gruppenkleidung in dörflich-bäuerlichem Milieu meint). Sie weiss, wovon sie spricht, aber nicht nur aus Büchern, sondern auch aus persönlicher Begegnung, und sie hat gelernt, genau zu fragen und zu beobachten und das Erfahrene kritisch zu reflektieren. Ihr Thema ist das *Ablegen* der Tracht, ein für das soziale Phänomen «Tracht» ebenso aufschlussreicher Vorgang wie das *Aufkommen*, aber seltener erforscht. Immerhin kamen frühere Untersuchungen dabei zustatten: die Erhebungen Rudolf Helms 1930–1933 und die Umfrage des Marburger Instituts 1968. Die daraus erkennbaren Tendenzen, typischen Abläufe und Besonderheiten werden in Teil II für ganz Hessen skizziert. Erwähnt seien davon

hier wenigstens die Tatsache, dass es bis zuletzt um ein *Ensemble* mit dazugehörigem Kleidungsverhalten, nicht bloss um ein, zwei (letzte) charakteristische Stücke ging und dass sich daraus ein radikales Entweder-Oder, Tracht vs. städtische Modekleidung, ergab, ferner die drei Möglichkeiten des Verschwindens: das Garnicht-erst-Einkleiden der jungen Generation (seit dem Zweiten Weltkrieg häufig), das Umkleiden (das in den sechziger Jahren die meisten Dörfer erfasste), das Aussterben mit dem Tod der letzten Trägerinnen (die gegenwärtige letzte Phase). Die Gemeinde Mardorf war von der Umkleidewelle zuletzt erfasst worden – ein konservierend wirkender feed-back wiederholter volkskundlicher Forschung seit Mathilde Hains berühmter Dissertation (1936)!

Der Vorgang liess sich 1976 noch bis in Einzelheiten rekonstruieren, die Forschungslage war auch sonst günstig – Mardorf «durfte» noch einmal (zum letztenmal?) zum volkskundlichen Modellfall werden. Was zeigte er? Die seit gut 20 Jahren veränderte, an Aussenbeziehungen reichere Lebenssituation der Frauen als auslösenden Faktor – in der neu entdeckten Aussenwelt war Tracht bereits Schauobjekt! –, die von den meisten Frauen praktizierte Assimilation ziviler Elemente (Unterwäsche, Strümpfe, Schuhe) und den zeitweisen Wechsel zwischen Tracht und Mode (für Ferien, Schul- und Amtsbesuch) als Vorbereitungsphase, das Nachlassen der sozialen Kontrolle als Folge des verkleinerten Kreises der Trachtträger, den durch das Abschneiden der Haare markierten radikalen Bruch, schliesslich das Einfinden in ein neues Gehabe, das (wirtschaftliche) Umgehen mit neuen Formen und Sachen. Gerade in diesen Abschnitten hat Frau Böth wichtige Materialien zur Alltagskultur zusammengetragen, die über ihr Thema hinausführen (wiewohl in Kittelschürze und Hosenanzug sich neue, andere Formen von Tracht abzeichnen), und hierin liegt denn auch ein besonderes Verdienst des Buchs: es füllt nicht nur eine Lücke, sondern weist auf neue Fragen und Probleme hin. Christine Burckhardt-Seebass

Oskar Moser, Riss und Arl im Kärntner Nockgebiet. Ein Beitrag zur Topographie der altständigen Pfluggeräte in den südlichen Ostalpen. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1981. 126 S., 32 Abb. (Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, 20).

Oskar Moser gehört seit Jahrzehnten zu den führenden Forschern Österreichs auf dem Gebiet der sogenannten materiellen Volkskultur. Er hat dabei viele neue methodische Ansätze gebracht. Dies gilt auch für die vorstehende Untersuchung über Riss und Arl im Kärntner Nockgebiet. Die europäische Pflugforschung hat bekanntlich nach dem Zweiten Weltkrieg eine beachtliche Belebung erfahren. Dennoch erkennt man an solchen Spezialarbeiten über einen engeren geographischen Raum, der noch bis vor kurzem zu den interessantesten Reliktlandschaften Österreichs gehört hat, wie wichtig Einzeluntersuchungen nach wie vor sind. Moser versteht es, seine Forschungsergebnisse stets auch als Beitrag für die überregionale Arbeit auszubauen; so zum Beispiel durch den Hinweis auf den Klagenfurter Professor für Landwirtschaftslehre, Dr. Johann Burger d. Ä. 1773–1842, dessen Veröffentlichungen bisher so gut wie nicht beachtet worden sind. Zur Methodik Mosers kann man darauf hinweisen, dass er, was die Dokumentation und Beschreibung der Objekte angeht, hier auf den sicheren Wegen wandelt, die die Prähistorie seit Jahrzehnten anwendet und die erst nach und nach, etwa auf dem Gebiete der Keramikforschung, auch bei der Volkskunde allgemein verpflichtend wirkt. Das Gesamtverzeichnis der herangezogenen Geräte umfasst 74 Nummern, bei denen in allen Fällen auch exakte Ortsangaben beigegeben werden. Der Autor betont, dass er in der vorliegenden Studie sich bewusst auf den Letztstand der faktischen Sachüberlieferung beschränkt und eine landschaftsadäquate stratigraphische Untersuchung der historischen Entwicklung der Arlgeräte einer eigenen Arbeit vorbehält. Für jeden, der sich mit der Geschichte altartiger Pfluggeräte befasst, ist Mosers Arbeit unentbehrlich. Torsten Gebhard

Bernhard Klocke, Häuser und Mobiliar in einem westfälischen Dorf. Münster, F. Coppenrath Verlag, 1980. VII, 262 S., 64 Abb., auf Taf., Pläne im Text (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 20).

Noch immer wird das Bild hauskundlicher Forschung so gut wie ausschliesslich durch Untersuchungen des älteren Bestandes einer Landschaft geprägt – derartige Untersuchungen sind hier schon seit langem Tradition. Diesem Bild fügt sich jedoch die vom Verfasser jetzt vorgelegte Publikation nicht ein. Galt doch sein Interesse während seiner Feldarbeit nicht – wie sonst üblich – den Zuständen und Vorgängen zurückliegender Jahrhunderte, sondern allein denen der jüngsten Vergangenheit, wobei ihm – so weit möglich – die Jahre 1920, 1938, 1960 und 1977 Fixpunkte für seine Explorationen waren. Und so stehen nach kurzen einleitenden Ausführungen zu methodischen Fragen, zur Geschichte und zum bis heute bewahrten Volksbrauch in dem von ihm ausgewählten westfälischen Ort Löwendorf, Kreis Höxter, im Mittelpunkt seiner Publikation Dokumentationen der Veränderungen des dortigen Hausbestandes, der Raumfunktionen in den Gebäuden sowie des Mobiliars innerhalb dieses Zeitraumes. Einfache Grundrissskizzen und eine Reihe Tafeln veranschaulichen das Dokumentierte. Zur Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Dorf in Beziehung gesetzt, lassen sich – nach Ansicht des Verfassers – die hier festgestellten Wandlungen weitgehend auf die während der erfassten 50 Jahre neu entstandenen Nutzungszwänge zurückführen, wobei diese Veränderungen offensichtlich auf Höfen mit beibehaltenem Mischbetrieb (Ackerbau in Verbindung mit Viehwirtschaft) am geringsten in Erscheinung treten. Besonders interessant erscheint in diesem Zusammenhang, dass sich bei den untersuchten Höfen insbesondere derjenige am konservativsten erwies, der nur von unverheirateten Geschwistern bewirtschaftet wurde.

Wandlungen in der mobiliaren Ausstattung der Räume werden vom Verfasser nur an drei besonders ausgewählten Beispielen – dort aber bis in letzte Einzelheiten hinein – vorgeführt. Veränderungen konnten von ihm hier vor allem im Verlauf der letzten 15 Jahre beobachtet werden, wobei in jüngster Zeit selbst auf dem Dorf schon ein gewisser nostalgischer Einfluss nicht zu übersehen war. Im übrigen war – nach den Feststellungen des Verfassers – eine «Dynamisierung» des Möbelbestandes immer wieder vorrangig im Zusammenhang mit Eheschliessungen erfolgt. Es wäre zu wünschen, dass dieser Publikation weitere mit gleicher Thematik folgen würden. Diese mit grosser Akribie erarbeitete Veröffentlichung könnte unseres Erachtens dafür Vorbild sein. Ähnliche, ergänzende Untersuchungen in anderen, vornehmlich auch in süd- und mitteldeutschen Dörfern würden es – wie wir meinen – einmal möglich machen, die Geschichte des ländlichen Bauens und Wohnens nicht nur zurück ins Mittelalter, sondern auch heran bis an unsere Gegenwart zu führen. Karl Baumgarten

Fred Kasper und Karoline Terlau, Hattingen. Zum Baubestand einer westfälischen Kleinstadt vor 1700. Münster, F. Coppenrath Verlag, 1980. VI, 323 S., Abb. u. Tabellen, 4 Karten im Anhang (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 24).

Für die deutsche Bürgerhausforschung zählt der westliche Teil Westfalens noch immer zu den «terris incognitis». Von daher wird es verständlich, dass für eine hauskundliche Übung der Universität Münster eine Stadt gerade dieser Landschaft als Untersuchungsobjekt vorgesehen wurde. Dabei fiel die Wahl auf Hattingen, einen relativ kleinen Ort, der sich selbst gern als «Fachwerkhaus-Museum» charakterisiert, dessen noch bis heute verhältnismässig weitgehend bewahrter Altgebäudebestand aber bislang niemals eingehend untersucht worden war. In welchem Masse hier noch bis etwa 1900 Bauten des 16. und 17. Jahrhunderts das Bild der Stadt prägten, macht der von den Verfassern auf Grund einer Bestandesaufnahme und alten Photomaterials erarbeitete Gesamtkatalog deutlich, mit dem sie den Abhandlungsteil einleiten. Er führt insgesamt 130 Gebäude unterschied-

lichen Alters auf, von denen gegenwärtig noch 81 vorhanden sind und von denen wiederum 20 «zeitlich und sozial verschiedene Bautypen in unterschiedlicher Lage innerhalb der Stadt, bei denen eine weitgehende Rekonstruktion der ursprünglichen Raumstruktur noch möglich schien», (S. 7) für eine eingehende Dokumentation ausgewählt wurden. Ziel dabei war es, allgemein verwertbare Aussagen zur chronologischen Abfolge sowohl der Konstruktion, vornehmlich des Wandaufbaues, als auch der Raumgliederung der Häuser zu gewinnen. Die Ergebnisse der im Rahmen dieser Aufgabenstellung durchgeführten Untersuchungen werden von den Verfassern in genauen Beschreibungen der einzelnen Befunde, in jeweils mehreren Aufmassen, die in besonders günstigen Fällen sowohl den ursprünglichen Zustand als auch – ungefähr datiert – die späteren Veränderungen der Gebäude wiedergeben, sowie in Photos festgehalten. Die durch die Bestandesaufnahme gewonnenen Resultate zu ergänzen, wurden von den Verfassern zusätzlich Archivalien des 16. bis 19. Jahrhunderts ausgewertet. Die darin enthaltenen Angaben führten zum Teil weitere Jahrhunderte zurück, so dass es den Verfassern in einer abschliessenden Zusammenschau aller Ergebnisse möglich wurde, in grossen Zügen die historische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Stadt aufzuzeigen und sie in vier der Publikation angelegten Plänen kartographisch darzustellen. Karl Baumgarten

Skansens hus och gårdar [Skansens Häuser und Höfe]. Stockholm, Nordiska museet, 1980. 944 S., zahlreiche Abb. und Pläne.

Das stattliche Werk enthält Beiträge von 21 Autoren (A. Biörnstad, A. Eskeröd, A-M. Nylén, B. Bengtsson, B. Hellner, B. Hallerdt, C. Westberg, E. Andrén, E. Agrell, E. Strömberg, G. Cedrenius, G. Nordlinder, G. v. Schoultz, I. Arnö-Berg, I. Tunander, K. Sjöqvist, M. Jansson, M. Lagerquist, M. Rehnberg, P. Hörberg, R. Kjellström) und ist die 2. verbesserte und ergänzte Auflage der längst vergriffenen gleichnamigen Erstausgabe von 1953. Der Inhalt ist in fünf Abschnitte gegliedert: Geschichte des Freilichtmuseums Skansen und Übersicht über die dort errichteten Bauten (mit einer Unterteilung der Übersicht in geographische, zeitliche, soziale, funktionale und technische Aspekte); ländliche Häuser und Höfe; Gebäude des öffentlichen Lebens; städtische Häuser; Register (Sach-, Personen-, topografisches Register; alphabetisches Verzeichnis der Gebäude). Die einzelnen Gebäude sind unter Berücksichtigung der kulturellen und historischen Gegebenheiten eingehend beschrieben und durch Fotografien, Zeichnungen und Pläne belegt; auch die mit den Bauten verbundenen Handwerke und Werkzeuge finden Eingang in die Beschreibung. Skansen ist das erste Freilichtmuseum der Welt; die erste Teileröffnung fand 1891, vor genau 90 Jahren also, statt. Bis zum Tode des Gründers, Artur Hazelius, im Jahre 1901, d.h. in nur zehn Jahren, wurde der Grossteil des heutigen Ausstellungsgeländes abgesteckt und wurden die weitaus meisten der gegenwärtigen Bauten des Freilichtmuseums errichtet. Gerhard Baer

Hans-Jörg Uther, Behinderte in populären Erzählungen. Studien zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Berlin, Walter de Gruyter, 1981. VIII, 172 S. (Supplement-Serie zu Fabula, Reihe B: Untersuchungen, 5).

Ist es wohl ein Zufall, dass das schöne Buch von Hans-Jörg Uther zum Jahr der Behinderten erschienen ist? Auf alle Fälle leistet es einen wertvollen Beitrag zu diesem Anlass, wünscht doch Uther – dies ein Nebenaspekt seines Werkes – den Behinderten-Vorurteilen entgegenzuwirken. Somit liegt nicht nur eine unglaublich gründliche historisch-vergleichende Untersuchung vor uns, sondern ein Werk, das auch eine moralische Aktualität für unsere heutige Zeit besitzt. Der Verfasser untersucht, wie die verschiedenen Gattungen populärer Literatur die Ursachen der Behinderung und die Eigenschaften und Fähigkeiten Behinderter darstellen, wie sie die körperlichen Defekte zur Zielschiebe des Spotts machen, schliesslich

wie sie in den Behinderten ein Leitbild erblicken. Neben dieser systematischen Erfassung des Materials ergibt sich eine zweite Systematik, nämlich die der Erzählfunktionen der Behinderung in den verschiedenen Gattungen. Denn das Bild der Behinderten – ähnlich wie auch andere Themen in volkstümlichen Erzählungen – hat nicht nur die Funktion, die Wirklichkeit widerzuspiegeln: neben der Wiedergabe historisch bedingter realer Einstellungen zu den Behinderten dient deren Bild oft rein erzählerischen oder ideologischen Zwecken. So können z.B. körperliche Defekte märchenhaft-unterhaltende Funktionen besitzen, wie etwa im Polyphem-Märchen, oder humoristisch-unterhaltende, z.B. in Schwänken über Schwerhörige. Meistens ist jedoch Behindertenkomik vor allem ein Ventil für aufgestaute Aggressionen. Behinderte mit symbolischen Funktionen dienen oft religiös-moralischen und/oder didaktischen Zwecken (Beispiel- und Rechtserzählungen, Legenden, Geschichten mit «Bestätigungswundern» für Glaubenssysteme). Im Märchen besitzt die Behinderung neben der symbolischen auch eine morphologische Funktion: sie gehört zum Inventar der Schädigungen und Mangelsituationen.

Die Gründlichkeit dieser Monographie ergibt sich unter anderem aus der Zahl der behandelten Gattungen, aus der Vielfalt der benützten Quellen, aus der überaus reichen, oft kritisch beleuchteten Sekundärliteratur und aus der Fähigkeit des Verfassers, an vielen Stellen seinen eingeschlagenen Weg zu erweitern sowie den Leser über diese Arbeit hinauszuführen. Was die behandelten Gattungen betrifft, kündet Uther die folgenden an: Märchen, Sage, Exempel, Legende, Novelle, Schwank und Witz. Darüber hinaus berührt er jedoch auch viele andere Textsorten. Hier nur eine Auswahl: Nachricht, Trostschrift, Kuriositätenliteratur, Scherzreden, mittelalterliche weltliche und geistliche Spiele, Groschen- und Schelmenroman u.a.m. Die Quellen umfassen eine sowohl zeitlich als auch qualitätsmässig sehr weite Spanne, denn unter die Kategorie «populäre Literatur» fallen nicht nur Geschichten etwa aus dem Pañcatanra, sondern auch Witzerzählungen aus zeitgenössischen Illustrierten.

Ein weiterer Vorzug dieser Arbeit besteht darin, dass der Verfasser bei mehreren Motiven oder Erzähltypen deren Behandlung zu runden, mitunter kritischen Kleinstmonographien entwickelt. Auf diese Weise untersucht er den Polyphem-Komplex (AaTh 1137), die Erzählung vom «Schatz des Blinden», den Ehebruchschwank «Blindfüttern» (AaTh 1380) u.a. Der Leser wird auch insofern über die vorliegende Arbeit hinausgeführt, als Uther den ohnehin imponierenden bibliographischen Apparat durch zusätzliche Literatur bereichert, welche die angeschnittenen Themen nach einer anderen Richtung hin ergänzt. Hier wiederum nur zwei Beispiele: Wenn Jolles und seine «naive Moral» zitiert werden, ergänzt Uther seine Anmerkung mit einem Hinweis auf die «naive Ästhetik» von Klotz; nachdem er die Proppsche «Schädigung» und «Mangelsituation» im Zusammenhang mit der Behinderung behandelt hat, macht er auch auf die gegen Propp erhobene Kritik, ferner auf die (bibliographisch belegte) Bedeutung der strukturalistischen Methode aufmerksam. Als letztes sei der reiche Anhang erwähnt: die 20seitige Bibliographie wird mit einem Verzeichnis der Erzähltypen und -motive sowie mit einem reichen Quellen-, Sach- und Motivregister ergänzt.

Katalin Horn

Johann Reinhard Bünker, Schwänke, Sagen und Märchen in heanzischer Mundart. Mit Ergänzungen zur Auflage von 1906 in vereinfachter Mundartwiedergabe. Hrsg. von *Karl Haiding*. Graz, Leykam Verlag, 1981. XXXII, 439 S.

Die Erstausgabe von Bünkers «Gesamtband» erschien 1906 in Leipzig; sie ist seither zu einem seltenen und gesuchten Buch geworden, das – wie Haiding schreibt – «nicht nur in Privatbibliotheken, sondern auch in vielen Instituten» fehlt (ich besitze den Band glücklicherweise). Eine Neuauflage dieses sprachlich interessanten und für die Erzählforschung wichtigen Buches war also sehr zu

begrüssen. Haiding, der sich dieser Aufgabe angenommen hat, hat es sich nicht leicht gemacht. Das Problem lag in der Behandlung des für Aussenstehende recht schwer lesbaren und schwer zu verstehenden heanzischen Dialektes. Unter Heanzen sind – etwas vereinfacht formuliert – die deutschen Bewohner des Burgenlandes und der angrenzenden ungarischen und slovakischen Teile gemeint. Bei Bünker heisst es: «Heanzen nennt man in engerem Sinne besonders die deutschen Bewohner des westlichen, an die Steiermark angrenzenden Teiles des Eisenburger Komitates...; in weiterem Sinne [werden] auch die Bewohner der Komitate Ödenburg, Wieselburg und Pressburg Heanzen genannt und mit den Deutschen des Eisenburger Komitates als ein Volksstamm, der heanzische Volksstamm angesehen». In Haidings Neuausgabe orientiert eine sprachliche Abhandlung von Claus Jürgen Hutterer, «Tobias Kern und die Mundart von Ödenburg», über diesen heanzischen Dialekt. Haiding hat nun diesen Dialekt – in sehr behutsamer Weise – etwas mehr der Schriftsprache angeglichen; das Lesen wird dadurch bedeutend erleichtert. Überdies werden schwerer verständliche Dialektausdrücke am Ende der einzelnen Texte durch schriftdeutsche Wendungen erklärt. Bünker hatte damals seine Geschichten von einem einzigen Erzähler, dem Strassenkehrer Tobias Kern, vorgesagt bekommen. Das Buch gehört also zu den «Ein-Mann-Repertoires». Es sind so 123 Nummern zustandegekommen. Dazu hätten noch zehn weitere Stücke gehört, aber diese – so schreibt Bünker in seinem Vorwort – «konnten ihres erotischen Inhaltes wegen nicht der Öffentlichkeit übergeben werden». Diese etwas derberen Geschichten hat Haiding in einem Anhang seiner Neuausgabe hinzugefügt und damit erfreulicherweise das Œuvre von Tobias Kern vervollständigt. Haiding gliedert – nach Bünkers Angaben im Vorwort – Kerns Erzählungen in Schwänke (1–22), Sagen (23–47, wobei der Begriff «Sagen» gelegentlich etwas strapaziert ist), Märchen (48–103) und Erzählungen (104–113; man könnte sie aber auch als Märchen bezeichnen). Die Neuausgabe hat auch dadurch gewonnen, dass Elfriede Moser-Rath den Titeln im Inhaltsverzeichnis jeweils die Typenbestimmung beifügt, wobei sie mehrmals den Zusatz «vgl». verwenden muss, der «bedeutet, dass die Typisierung nicht eindeutig ist». Als Beispiele hiefür seien genannt die Nr. 28, bei der es sich um die «Botschaft aus dem Jenseits» handelt («vgl. AaTh 470») und Nr. 37, eine Wirbelwindgeschichte in einer ungewöhnlichen Form («vgl. Mot. Z 115»).

Wir dürfen Haiding und dem Verlag dankbar sein, dass durch diese erfreuliche Neuausgabe eine der wervollen Erzählsammlungen wieder greifbar und zugänglich geworden ist. Wildhaber

Litauische Volksmärchen. Übersetzt u. hrsg. von *Jochen D. Range*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 286 S., 2 Karten. (Die Märchen der Weltliteratur).

Zu der bereits beträchtlichen Zahl von Bänden der Diederichs'schen «Märchen der Weltliteratur» ist wieder ein ausgesprochen schöner und wertvoller Band hinzugekommen. In deutscher Sprache sind uns litauische Märchen vor allem bekannt geworden durch die Übersetzungen von August Schleicher (Litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel und Lieder. Weimar 1857) und Carl Cappeller (Litauische Märchen und Geschichten. Berlin 1924). Die neue Ausgabe von J. Range enthält 77 Märchen; er teilt sie ein in Tiermärchen, Ketten- oder Formelmärchen, Zaubermärchen, Legendenmärchen, Novellenmärchen und Schwänke, Lügenmärchen, Märchen ohne Ende. Dankbar darf man für das Nachwort sein, in dem der Verfasser alle wünschbaren Angaben über die Märchensammler, ihre Publikationen und die wissenschaftlichen Gesellschaften in Kürze zusammenstellt. Ebenso findet sich eine gedrängte Skizze über die Märchenerzähler in Litauen. Die Anmerkungen geben zu jeder einzelnen Nummer die Namen des Erzählers und des Aufzeichners, dazu die Publikation, in welcher der litauische Text veröffentlicht wurde. Ebenso finden sich Angaben über andere litauische Versionen

und Varianten des Märchentyps in deutscher Übersetzung, sofern solche vorliegen. Hans-Jörg Uther hat die Kontrolle und Ergänzung der AT-Typisierung übernommen. Es zeigt sich, dass es einige typisch litauische Märchen gibt, die keine Entsprechung bei anderen Völkern finden. – Sehr wünschbar wäre einmal eine grössere Publikation von litauischen Sagen in einer westlichen Sprache. (Höchst willkommen wäre auch ein Reprint der estno-schwedischen Sagen von C. Russwurm «Eibofolke...», Reval 1855). Wildhaber

Geneviève Massignon, Contes traditionnels des teilleurs de lin du Trégor (Basse-Bretagne). Paris, Editions A. et J. Picard, 1981. 252 p., 1 carte. Réimpression de l'édition de 1965.

Die Originalausgabe der vorliegenden Sammlung ist im SAVk 61 (1965) 217 von Max Lüthi besprochen worden. Vor nun mehr als 25 Jahren erzählten Flachsbrecher (Arbeiter und Handwerker) in Trégor ihre ursprünglich in keltischem Dialekt tradierten Märchen. Die von drei Männern und einer Frau mitgeteilten Erzählungen sind vor allem Zaubermärchen, bereichert mit Tiermärchen und Schwänken. Das Buch ist nach den einzelnen Repertoires eingeteilt. Interessant sind die reichen Bezüge zum irischen Märchengut, auf die die Sammlerin mehrmals hinweist. Die mitgeteilten Geschichten gehören durchwegs zu den Märchentypen, die im AaTh verzeichnet sind, strahlen aber eine dieser Landschaft eigentümliche Atmosphäre aus. Es fällt zuerst die Vorliebe für Dialoge, ja für Dramatisierung ganzer Handlungsabläufe auf. Wenn etwa die Zauberdinge des Riesen (AaTh 328) erwähnt werden sollten, bietet das bretonische Märchen eine kleine Theaterszene zwischen Held und Riesen (p. 52). Eine zweite auffallende Eigenschaft der Erzählungen ist ihr Rationalismus und ihre Nüchternheit. Der bucklige Held – eine Manifestation des unerwünschten Schwiegersohnes – wird von seinem Gebrechen nicht erlöst (Nr. 5), der Hasenhüter (AaTh 570) heiratet nicht die Prinzessin, sondern deren Dienstmädchen (Nr 8); der Starke Hans (AaTh 650) verzichtet auf seinen Lohn (Nr. 9). Der starke Kamerad im Typ 301 will zuerst seine alte Mutter mit Holz versehen, bevor er in das Abenteuer zieht (Nr. 13), der König und seine Söhne werden als alltägliche Menschen geschildert («Le roi était sur son tróne et les fils allaient à l'école», p. 131). Die unlösbare Aufgabe hat einen praktischen Sinn: Der König will aus seinem Fenster auf das Meer blicken können, darum muss der Held über Nacht die Hügel abtragen (Nr. 7). Auch die Psyche der Helden wird realistisch dargestellt: Die jüngste Königstochter etwa willigt in die Heirat mit einer Kröte erst ein, nachdem ihr Vater tagelang gejammert hat (AaTh 425, hier Nr. 14). Der Zauber ist oft eliminiert: Die in den Brunnen geworfene Heldin wird nicht aus einer Tiergestalt erlöst, sondern einfach aus dem Wasser gezogen (Mot, S. 432, Nr. 24).

Die Verfasserin macht uns im Vorwort mit den Erzählern, mit deren Arbeit und Sprache, ferner mit dem Erzählmilieu und den Erzählsituationen bekannt, ihre Anmerkungen liefern reiches Material zu den einzelnen Märchen (vor allem die historischen und vergleichenden Daten sind interessant). Für den Motivforscher ist der alphabetische Index der kleineren Erzähleinheiten besonders wertvoll.

Katalin Horn

Frederik Hetmann, Die Reise in die Anderswelt. Feengeschichten und Feenglaube in Irland. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 352 S.

Vom gleichen Herausgeber hatten wir in SAVk 76 (1980) 357f. seinen «Irischen Zaubergarten» angezeigt. Nun gibt er ein weiteres Buch mit Übersetzungen irischer Erzählungen heraus. Diesmal geht es um das Thema der Feenwelt, die in der «Anderswelt» sich befindet (D. A. Mac Manus nennt sie «The Middle Kingdom»). Es finden sich – wie bei irischen Texten nicht anders zu erwarten ist – prächtig schöne, aufregend eigenartige Geschichten dabei. Hetmann hat sie in gut lesbares Deutsch übersetzt, das den Tenor der Vorlagen durchblicken lässt. Vergleiche mit

den Originaltexten – in den Fällen, wo Hetmann Seitenangaben macht – haben gezeigt, dass seine Übersetzung gelegentlich etwas frei, im allgemeinen durchaus zuverlässig ist. Er gibt seinen sechs Kapiteln, in die er die Geschichten gruppiert, am Ende jeweils einen ausführlicheren Kommentar bei, in dem er den Sinn dieser Feenerzählungen zu deuten sucht. Man mag vielleicht nicht immer mit allem ganz einverstanden sein, aber man muss anerkennen, dass es ein ernsthafter Versuch ist, den Hintergrund dieser Feenwelt rational zu erhellen. Auf jeden Fall: wem die Originaltexte nicht zugänglich sind, der wird hier eine willkommene und zuverlässige Gelegenheit haben, sich in diese Welt einzulesen. Ich kann es mir nicht nehmen lassen, noch auf zwei international interessante Motive aufmerksam zu machen. Da ist einmal das Motiv «ausgelohnt» (S. 152f.), das wir in schweizerischen und österreichischen Sagen so oft bei Zwergen finden (Christiansen, Migratory Legends, Nr. 7015, nennt es «The new suit»), dann die Engelspeise (S. 247), die wir vor allem aus Heiligenviten kennen.

An diese anerkennenden Worte muss ich nun leider einige kritische Bemerkungen anschliessen. Sie betreffen die Anmerkungen, d.h. vor allem die Zitierweise, mit der Hetmann offensichtlich nicht vertraut ist. Es scheint mir, es wäre hier die Aufgabe des Verlagslektors, ihm dabei zu helfen. Zwar verweist Hetmann für einige Texte auf die Originalbücher mit den Seitenzahlen, welche eine Nachprüfung ermöglichen können. In einer Grosszahl von Fällen aber ist einfach der Buchtitel angegeben oder es steht «a.a.O.» (bei B. Thorpe, Northern Mythology heisst es als Quelle: 3 Bände!); es bleibt dann dem Leser überlassen, zu suchen und zu suchen. Auf S. 315 versucht Hetmann, sich einen wissenschaftlichen Anstrich zu geben; da werden die Quellen eines Buches der Lady Gregory in völlig unverdauter Weise wiedergegeben, z.B. «Revue Celtique and Irische Texte», etwas weiter unten «Windisch, Irische Texte» und «Hennessy and others in Revue Celtique». Das ist doch einfach lächerlich; es handelt sich einerseits um «Revue Celtique» und andrerseits um «W. H. Stokes u. E. Windisch, Irische Texte». Dann heisst es weiter «MSS Series»; was soll das für eine Serie sein? Ich weiss nicht, ob ich hier nicht fast lieber anraten möchte, auf den sog. «wissenschaftlichen» Apparat ganz zu verzichten und ein reines Populärbuch herauszubringen. Oder dann halt eben: endlich zu lernen! – Vermisst habe ich bei den benützten Büchern: D. A. Mac Manus, The Middle Kingdom. The Faerie World of Ireland (London 1959). Wildhaber

Alfred Cammann – Alfred Karasek, Volkserzählung der Karpatendeutschen. Slowakei. Teil 1. Marburg, N. G. Elwert Verlag, 1981. 503 S., 4 Karten, 66 Abb. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde, 24).

Man darf sich jedesmal mit vollem Recht freuen und auf eine ertragreiche Ernte gespannt sein, wenn ein neues Buch von Alfred Cammann erscheint, zählt er doch zu den erfolgreichsten Sammlern von Volkserzählungen in unserer Zeit. Sein Hauptforschungsgebiet sind die deutschen Siedler in ausserdeutschen Ostgebieten. Diesmal ist es die Slovakei, deren Dokumentation auf zwei Bände angelegt ist. Neben seinen eigenen Aufnahmen hat Cammann auch diesmal wieder das Material von Alfred Karasek miteinbezogen. Da ist ganz besonders auf ein Kapitel in Cammanns Einführung hinzuweisen, das für die Forschungsgeschichte interessant und aufschlussreich ist; es bringt die Berichte über die Arbeitsweise und Ergebnisse der «Gruppe Karasek», um das Jahr 1930 herum; sie bestand aus dem Ehepaar Horak, Walter Kuhn und Hertha Karasek-Strzygowski. Wie immer geht es Cammann nicht nur um die Erfassung der Texte in möglichst genauer Erzählform, sondern ebensosehr auch um Berichte aus der «Lebenswelt» der Menschen seiner Erzähllandschaften. Das gesamte Überlieferungsgut – auch etwa mit Lebensläufen – ist für ihn wichtiger, als eine strenge Gliederung in Märchen, Sage, Schwank, Legende durchzuführen. Immerhin schälen sich auch bei ihm grosse Gruppen heraus, welche für die Siedler dieser Landschaft kennzeichnend sind. Hierher

gehören zunächst die Räubergeschichten, in denen der Räuber Janoschik eine Hauptrolle spielt; auch die Bremer Stadtmusikanten – eines der Lieblingsthemen von Cammann – sind in mehreren Fassungen in diesem Abschnitt untergebracht. Es folgen die Märchen, geordnet, wie auch bei den übrigen Gruppen, nach den Orten, in denen die Texte aufgenommen wurden. Besonders reizvoll und schön ist der Abschnitt mit den Legenden; zweimal findet sich hier das Motiv der «Sichel in der Luft», das zum Motiv «Notburga–Feierabend» gehört. Typisch für die Slovakei sind dann die zahlreichen Bergmannsgeschichten. Als Gruppe für sich bringt Cammann die «Paulischer Geschichten [aus Paulisch im Hauerland], ein Dorfrepertoire aus alter und neuer Zeit», die er von einer Sammlerin erhalten hat mit der Bitte, sie als geschlossene Dokumentation zu belassen und nicht aufzuteilen. Ebenfalls beisammen gelassen sind die Texte aus der Sammlung Karasek. Ein ausführliches «Motiv- und Sachregister», das Erika Lindig zu verdanken ist, erleichtert das Auffinden gewünschter Texte in diesem erfreulichen Band.

Wildhaber

Margot Schindler, Die Kuenringer in Sage und Legende. Wien, Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde, 1981. 159 S., 12 Abb. auf Taf., 1 Kartenskizze. (Raabser Märchen-Reihe, 6).

Die Kuenringer waren ein niederösterreichisches Ministerialengeschlecht, dessen Herrschaftsschwerpunkte im Waldviertel lagen; sie waren auch die Gründer des Zisterzienserstiftes Zwettl. Über sie haben sich mehrere Sagen gebildet. Diese werden von Margot Schindler in ihrem Einführungsteil vorzüglich analysiert und der historischen Wirklichkeit gegenübergestellt. Sie unterscheidet zehn Sagenkomplexe, die sie bezeichnet als «Der Traum des Azzo», «Die Herkunft des Namens Kuenring», «Die Legende von der Gründung des Zisterzienserstiftes Zwettl», «Ritter Hadmars Abschied», «Die Sagen von den feindlichen Brüdern», «Der 'letzte' Kuenringer», «Die sechs Finger der Muttergottes von Maria Laach», «Das Bauopfer von Gobelsburg», «Die 'Hunde von Kuenring' und die Sage von der Kaufmannslist» und «Die Sage vom Rosengärtlein auf dem Aggstein». Zu jeder einzelnen Gruppe stellt sie nun alle bekannten Texte aus den vorhandenen Sagensammlungen und der Volksliteratur, aber auch ausgewählte literarische Beispiele in überzeugender Weise zusammen. Sie beginnen mit Belegen aus dem «Stiftungen-Buch des Cistercienser-Klosters Zwettl», das in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstand, und führen bis zu Sagenbüchern des 20. Jahrhunderts. Man kann so die Entwicklung einer Sage und ihr Auswerten für literarische Werke schön verfolgen. Margot Schindler verdient volle Anerkennung für die Art und Weise, wie sie ihr Thema gestaltet hat. Wildhaber

Gustav Ränk, Der mystische Ruto in der samischen Mythologie. Eine religionsethnologische Untersuchung. Stockholm, Almqvist & Wiksell International, 1981. 130 S., 35 Abb. (Acta Universitatis Stockholmiensis, Stockholm Studies in Comparative Religion, 21).

Gustav Ränks Studie ist wichtig nicht allein wegen der Klärung der eigenartigen «Göttergestalt» Ruto, sondern in einem grösseren Zusammenhang vor allem auch wegen der Möglichkeit einer Deutung des Pferdekultes und der frühen Reiterbilder aus Mittel- und Osteuropa. Ruto ist keine Gottheit, sondern hinter seinem Namen verbirgt sich die Personifizierung der Krankheit; nominell wird er mit dem Höllenfürsten identifiziert. Um die Krankheit zu überwinden musste Ruto dadurch entfernt werden, dass man ihn als Reiter auf ein Pferd setzte und mit demselben begrub. Es handelt sich also nicht um ein Opfer, wie es manchmal bezeichnet wird, sondern um einen Ritus. Die Missionare kämpften besonders intensiv gegen diesen «Gott der Unterwelt», den «Teufel», wie sie ihn nannten. Der Grund dieser auffallenden Animosität kann nur mit einem ungewöhnlichen Ritual des Rutokultes in Zusammenhang stehen. Zur Bekräftigung dieser Deutung inter-

pretiert Ränk einige Zaubertrommeln, auf denen Pferd und Reiter vorkommen. Die Verscharrung gewisser Haustiere – neben dem Pferd vor allem das Rentier – ist ein Heilverfahren und steht mit der Übertragung von Krankheiten im Zusammenhang. Dass diese Krankheitsübertragung auf Tiere in Nordeurasien üblich war, ist durch Belege aus Sibirien erwiesen. Bei den südsibirischen Reiternomaden gilt vor allem das Pferd als Reittier der Krankheit. Die Formen des Reittieres können aber variieren. Allgemein menschlich ist der Grundgedanke, dass die Krankheit als irgendeine Wesenheit übertragbar ist. Mit der Krankheitsübertragung ist das Reitmotiv verknüpft. Die Vorstellung von einer reitenden Krankheit ist bei allen nordeuropäischen Völkern einst sehr lebendig gewesen. Direkt an das Pferd knüpft die Vorstellung von der reitenden Pest an.

Der Schwerpunkt des Pferdekultes liegt ohne Zweifel im Orient. Spätere Träger des Reiterkriegertums sind die Skythen. Im Zusammenhang damit werden einige Reiterbilder aus Mitteleuropa und Reiterfiguren aus dem fernen Osteuropa besprochen. Der rituelle Brauch, die geweihten Pferde als Medien für die Übertragung von Krankheiten anzuwenden, ist orientalischen Ursprungs. Ränk weist auch auf Stellen aus der Bibel hin, wo von «Sündenböcken» und Austreibung der Krankheit aus einem Besessenen in Schweine die Rede ist. – Nicht unerwähnt sollen die Zusammenstellung älterer gedruckter Quellen über die Samen und ein sehr ausführliches Literaturverzeichnis bleiben. Wildhaber

Märchen aus Australien. Traumzeitmythen und -Geschichten der australischen Aborigines. Hrsg. von *Anneliese Löffler*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 284 S., 1 Karte. (Die Märchen der Weltliteratur).

«Traumzeitmythen» nennt die Herausgeberin die von ihr zusammengestellten Geschichten; sie gebraucht damit ein «behelfsmässiges Lehnwort», denn es gibt für den Übersetzer keine Wortentsprechungen, «die den Bedeutungsumfang der originalsprachlichen Wörter für diese Konzepte erfassen». Deshalb bedienen sich die Übersetzer von originalsprachlichen australischen Texten nahezu immer der freien Textübertragung. Als Beispiel für die Schwierigkeit bringt die Herausgeberin einen solchen Originaltext mit einer Wort-für-Wort-Übersetzung und einer zugehörigen freien Übersetzung (Nr. 138). Die «Traumzeit» erklärt sie als eine «Urzeit, die vor dem Menschengedenken, vor der Menschenzeit liegt». Sie sagt auch deutlich, dass die hier vereinigten 138 Geschichten der australischen Ureinwohner, der Aborigines, nicht im europäischen Sinne als «Märchen» bezeichnet werden können. Neben den profanen «Volkserzählungen», die der Belehrung und Unterhaltung dienen, gibt es die Geschichten, die zur heiligen Mythologie gehören. Die Herausgeberin geht in kurzem Überblick auf solche Mythologien der verschiedenen Stämme ein. Ihre Sammlung ist geographisch nach den Stämmen geordnet; eine Übersichtskarte zeigt die Lage dieser Stämme. Die Anmerkungen verweisen auf die Quelle, die im reichen Literaturverzeichnis zu finden ist. Hans-Jörg Uther von Göttingen hat die Typisierung der Erzählungen besorgt. Wildhaber

Die Geheime Geschichte der Mongolen. Hrsg. von *Walther Heissig*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 288 S., 16 Zeichnungen.

Der Herausgeber Walther Heissig ist Professor der Mongolistik an der Universität Bonn. Bei der «Geheimen Geschichte der Mongolen» handelt es sich um die älteste bekannte mongolische Dichtung; sie wurde 1240 aufgezeichnet und schildert die Geschichte Dschingis Khans, des Aufbaus seines gewaltigen Reiches und die Regierungszeit seines Sohnes und Nachfolgers Ogodei. Der Text galt lange Zeit als verschollen, bis sich 1872 eine chinesische Abschrift fand, in welcher das Mongolische mit chinesischen Schriftzeichen umschrieben wurde. Daraus wurde dann der alte mongolische Wortlaut zurückgewonnen; er wurde 1940 von Erich Haenisch ins Deutsche übersetzt. Man hat die «Geheime Geschichte» zunächst

für ein reines Geschichtswerk gehalten, bis man immer mehr Gewicht auf die im Stabreim ausgeformten epischen Passagen legte. Als mit der Zeit eine grössere Zahl mongolischer Chroniken bekannt geworden war, in deren Text man insgesamt fünf geschlossene epische Erzählungen in Stabreim entdeckte, lag die Vermutung nahe, dass sich ein ganzer Epenzyklus um Dschingis Khan rankte. Drei von diesen epischen Gedichten sind im Diederichs-Buch abgedruckt. Ihre Wiedergabe erfolgte mündlich, wobei der Stabreim als Gedächtnisstütze diente. Diese mongolischen Heldenepen werden heute noch von Sängern, wenn auch nur von wenigen, vorgetragen. «Vielleicht bieten diese Epen der Mongolen die letzte Möglichkeit, den Dichtern der antiken homerischen Epen rekonstruierend in ihre Werkstatt zu schauen». Bei Albert B. Lord «The Singer of Tales» sind sie nicht erwähnt. Wildhaber

Das Ramayana des Valmiki: Ins Deutsche übertragen von *Claudia Schmölders*. Mit einem Nachwort von *Günter Metken*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1981. 315 S., 12 Abb., 8 Taf.

Neben Indiens grossem Epos, dem Mahabharata, ist das Ramayana das andere berühmte Werk. Man hat es die Ilias der Inder genannt. Es stammt aus dem 2. nachchristlichen Jahrhundert. In ihm besingt der Dichter Valmiki in 24000 Doppelversen die Taten und Leiden und die Liebesgeschichte des mythischen Helden Rama, der der menschgewordene Gott Vishnu ist. Die vorliegende Prosaversion stützt sich auf die dreibändige englische Ausgabe des Hari Prasad Shastri (London, 1953–1959). In Deutschland hatte es schon früher ansatzweise Übersetzungen gegeben, zunächst von den Brüdern August Wilhelm und Friedrich Schlegel, dann von Friedrich Rückert und von Adolf Holtzmann (1841). Um durch die Fülle der eingestreuten Legenden und Mythen – sie könnten für den Märchenforscher allerdings von grösserer Wichtigkeit sein als das eigentliche Epos – nicht zu ermüden, hat sich die Übersetzerin auf die Wiedergabe der Haupthandlung beschränkt, wobei aber die ausgelassenen Abschnitte wenigstens durch die Titelangaben gekennzeichnet sind. Das Epos ist heute noch berühmt und bekannt vor allem durch die Figur des kriegerischen, hilfreichen Affen Hanuman, der, wie Günter Metken im Nachwort berichtet, als Supermann bereits in die indischen Comic-Hefte vorgedrungen ist. Auch sonst begegnet man dem Ramayana immer wieder: im Staatsnamen Ceylons, Shri Lanka, im Ursprung der thailändischen Königsdynastie, im Schattenspiel der Javaner, im Affentanz auf Bali und in Bildreliefs an indischen Tempeln. Die Übersetzung liest sich gut und leicht. Wildhaber

Linus Bühler, Die Tambouren von Domat/Ems. Festschrift zum 50jährigen Bestehen des Tambourenvereins Domat/Ems (1931–1981). Domat/Ems, Tambourenverein, 1981. 104 S., zahlreiche Abb.

Der Tambourenverein von Domat/Ems kann mit Recht stolz auf die 50 Jahre seines Bestehens zurückblicken und hat zur Feier des Jubiläums die vorliegende Festschrift herausgegeben. Linus Bühler schreibt, weit ausholend, zuerst zur Geschichte des Trommelns im Abendlande und vom Trommeln in Graubünden und schildert dann die Entwicklung des Vereins von der Gründung über den ersten Meistertitel am Eidgenössischen Tambourenfest im Jahre 1974 bis zum Besuch bei Papst Johannes Paul II. fünf Jahre später. Es ist selbstverständlich, dass Einzelne den Verein in die Höhe gebracht haben und dass diese in der Festschrift dementsprechend hervortreten, doch wird auch gezeigt, mit was für einem Einsatz – man stelle sich vor: 100 Proben, wöchentlich drei, vor einem Fest! – die Domat/Emser den Erfolg herbeizuführen wussten. Daneben erfährt man von der Verbundenheit mit dem Dorf, von der Teilnahme an den kirchlichen Festen und von Unterhaltungsabenden, an denen auch Theater gespielt wird. Die Kehrseite sind die verständlichen Ausmarchungen mit der Cumpagnia da mats, der Knaben-

schaft, und vorübergehende Spannungen im Verhältnis zum Musikverein; die Tambouren wurden ja einige Jahre lang von Clairon-Bläsern begleitet, und heute haben sie eine kräftige Gruppe von Pfeifern und Pfeiferinnen. Zur Kehrseite kann auch gehören, dass die romanische Sprache aufgegeben wurde, als der Verein wuchs. Die Festschriften von Blasmusiken werden bereits gesammelt, doch die von Tambourenvereinen und Basler Trommelcliquen meines Wissens noch nicht, was sich nach der Lektüre der Domat/Emser als Fehler erweist.

Georg Duthaler

Les tabliers brodés portés par les sapeurs des marches de l'Entre-Sambre-et-Meuse. Bilan d'une enquête. Bruxelles, Ministère de la Communauté française, 1981. 109 p., 18 fig., 104 tabl., 1 carte. (Commission Royale Belge de Folklore. Collection Folklore et Art populaire de Wallonie, 6).

Wer je das Vergnügen hatte, die belgischen Marcheurs zu sehen, der wurde frappiert, wenn sich die weissen Lederschürzen der martialischen Sappeurs als kunstvoll gestickte, zum Teil auch spitzenbesetzte und mit Kokarden dekorierte Schürzchen entpuppten. Pierre-Jean Foulon zeigt im vorliegenden Heft, wie in den sechziger Jahren eine Wandlung eingesetzt hat, infolge derer heute die Hälfte der Marches von einem Napoleonkult mit peinlich genau kopierten Uniformen des 1er Empire beherrscht wird. Die traditionelle Kostümierung hält sich nur dort, wo die Kompagnien der Marcheurs an einer Prozession eine Heiligenfigur oder einen Reliquienschrein eskortieren. Sonderbar ist auch, dass die Schürzchen selbst verehrt werden: Über Jahrzehnte bewahrt man sie mit Liebe und Sorgfalt auf; sie sind nicht zu kaufen und werden vererbt, vorausgesetzt, dass sich ein Träger seine Schürze nicht ins Grab mitgeben lässt. Madeleine Herzet hat die anlässlich der Enquête von 1979 erfassten Schürzen inventarisiert und beschreibt sie mit allen technischen Angaben. Die Illustrationen, darunter drei «Stickanleitungen», sind ausgezeichnet.

Georg Duthaler

Virgil Medan, Cîntece epice [Das epische Lied]. Cluj-Napoca, Comitetul de cultură şi educaţie socialistă al judeţului Cluj, 1979. 717 S., Melodien, 1 Karte. Französische Inhaltsangabe.

Der Verfasser stellt 314 epische Lieder mit den Melodien und den Texten zusammen; er gibt zu jedem Lied die Angaben über den Namen und das Alter des Sängers und über den Ort und das Datum der Aufnahme. In der Einleitung geht er hauptsächlich auf die Verschiedenartigkeit der Melodien ein. Die Lieder werden nach Themen gruppiert. Besonders der erste Teil, «Mythologisches», enthält einige prächtige, zum Teil sehr bekannte Themen, wie etwa: der Bruder, der die Schwester heiraten will; neun Söhne werden zu Hirschen und ziehen die Freiheit dem Leben zuhause vor; Meister Manole und sein Bauopfer. Die Heiducken- und Brigantenlieder finden sich im Abschnitt «Sozial-Historisches», während die Liebeslieder – unter anderem die Liebesprobe mit der Schlange im Busen – bei «Familiäres» untergebracht sind. In einem weiteren Kapitel sind die Hirtenlieder eingereiht.

Der deutsche Leser sei bei dieser Gelegenheit auf den «Thematischen Index Rumänische Volksballaden», zusammengestellt und herausgegeben von Al. I. Amzulescu, übersetzt und neubearbeitet von Helga Stein, verwiesen (Freiburg i.Br. 1974).

Wildhaber

Hans Gugger, Die bernischen Orgeln. Sonderdruck aus dem Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, 61. und 62. Band 1977 und 1978. Bern 1978. 713 S., 2 farbige und 193 schwarz-weisse Abbildungen.

Der Autor, von Beruf Buchdrucker und seit einigen Jahren Direktor einer alteingesessenen Berner Druckerei, löste die komplexe Aufgabe, nämlich die Geschichte der Wiedereinführung der Orgel in den reformierten Kirchen des Kan-

tons Bern bis 1900 darzustellen, mit hervorragender Kenntnis, sprachlichem Stilgefühl, zeichnerischen Leistungen und der Unbefangenheit des Amateurs so brilliant, dass er zu Recht mit der Doktorwürde ehrenhalber durch die theologische Fakultät der Universität Bern ausgezeichnet wurde. Als der Berner Rat 1726 beschloss, im Berner Münster, der Hauptkirche des Landes, eine Orgel einbauen zu lassen, war es auch den Untertanen erlaubt, Orgeln für die Landkirchen zu bestellen. Eine spontan ausgelöste Orgelbewegung ermöglichte innerhalb der folgenden fünfzig Jahre jeder Kirche im Emmental eine Orgel. Das bedeutete, dass sich eine ganze Gemeinde mit den Kosten für eine Orgel, für allfällige Reparaturen und dem Organistenlohn einverstanden erklärte. In zahlreichen Beispielen schildert Gugger die Orgelbegeisterung der Landberner im 18. Jahrhundert. Diese Orgeln wurden seltener von einzelnen Gönnern gestiftet, sondern in der Regel durch Geldsammlungen von Haus zu Haus finanziert. Oft wurden bereits vor der eigentlichen Sammelaktion Listen erstellt, auf denen jeder einzelne sein «Betreffnis» vermerkte. Diese zum Teil erhaltenen Verzeichnisse sind für die Besitzverhältnisse aufschlussreich, weil es ja damals kein Steuersystem im heutigen Sinn gab. Zur Finanzierung dieser Landorgeln gewährte die staatsbernische Obrigkeit ungern Beiträge und empfahl den Gemeinden, sie möchten sich statt für den Kauf einer Kirchenorgel viel mehr für die Verbesserung des Schulwesens einsetzen. Die ersten Orgeln auf Berner Boden wurden von auswärtigen Meistern gebaut. Gugger zählt Leu aus Bremgarten, Speisegger aus Schaffhausen, Scherrer aus dem Toggenburg, die Rychener aus Rupperswil, die Bossart aus dem Kanton Zug, die Walpen und Carlen aus dem Wallis auf. Fast unbegreiflich erscheint es, dass plötzlich einheimische Orgelbauer am Wirken waren. Über Matthias Schneider von Trubschachen (1775–1838) gibt ein Protokoll zur Versteigerung seiner Werkstatt erstaunliche Auskünfte. Der Emmentaler Bauernhandwerker entwarf offenbar die Disposition (Anordnung der Register) selber, schien aber auch die Zinn-Blei-Legierung in der eigenen Werkstatt zu giessen und die Pfeifen zu formen und war auch für den Prospekt (Anordnung der Pfeifen auf der Schauseite der Orgel) zuständig. Einzig fürs Schnitzen der Holzverzierungen wandte man sich an einen Spezialisten, meistens einen Bauernhandwerker, wie der Orgelbauer selber. – Hans Guggers Orgelbuch bietet dem Volkskundler wertvolles Quellenmaterial zum ländlichen Handwerk im Kanton Bern vor 200 Jahren.

Brigitte Bachmann-Geiser und Hans Schmocker

Kurze Hinweise

Wolfgang Mieder, The proverbial three wise monkeys. *Midwestern Journal of Language and Folklore* (Terre Haute, Ind., Indiana State University) 7: 1 (1981) 5–38, 65 fig. – Kürzere deutsche Fassung «Die drei weisen Affen und das Sprichwort 'Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen'», in: *Muttersprache* 90 (1980) 167–178, 17 Abb. – Ein ausserordentlich geglückter Versuch, die Wandlungsfähigkeiten und Umformungsmöglichkeiten der «drei weisen Affen» in unserer Zeit in Wort und Bild vorzuführen. Das Sprichwort selbst geht lateinisch auf die Gesta Romanorum zurück und ist von da aus in zahlreiche europäische Sprachen gelangt. Die drei weisen Affen, an welche das Sprichwort angeknüpft wird, gehen auf einen japanischen Religionskult zurück. In England werden die drei weisen Affen zum erstenmal 1926 in einem Verkaufskatalog der «Army and Navy Stores» angepriesen. Eigenartigerweise findet sich kein Hinweis auf sie in Sprichwortsammlungen und Nachschlagewerken, obwohl sie massenhaft als Souvenirartikel hergestellt und verkauft wurden. Sie wurden oft ironisch umgewandelt für Karikaturen und politische Satiren verwendet; auch das Inseratenwesen hat sich des Sprichworts bemächtigt. Die Dreizahl kann dann gelegentlich auf vier, ja sogar auf fünf erhöht werden.

Baselbieter Heimatbuch, 14. Hrsg. vom Amt für Museen und Archäologie des Kantons Basel-Landschaft. Liestal, Kantonale Schul- und Büromaterialverwaltung, 1981. 333 S., Abb. – Von den Aufsätzen dieses gehaltvollen Heimatbuches greifen wir zwei Biographien heraus, die volkskundliches Interesse beanspruchen dürfen. *Hermann Spiess-Schaad*, «Johann Georg Lenggenhager, 1805–1874. Pfarrer in den Gemeinden Ormalingen/Hemmiken von 1847–1874. Dichter, Chronist, Historiker und Sammler von Sagen des Baselbietes» (S. 151–159); über seine Person und die Bedeutung seiner «Volkssagen aus dem Kanton Baselland» (1874) haben schon Paul Suter und Eduard Strübin in ihren «Baselbieter Sagen» (S. 7) gehandelt. Einen schönen Beitrag zu den in letzten Zeit stärker geförderten «Alltagsbiographien» und Tagebuchaufzeichnungen schenkt uns *Eduard Strübin* mit seinem Beitrag «Das Schüler- und Studentenleben eines Baselbieters vor 120 Jahren. Aus den Tagebüchern des Arztes Dr. Arnold Baader, Gelterkinden» (S. 93–131). Abgesehen von den Beschreibungen aus der Gymnasiasten- und Studentenzeit lesen wir auch gute Bemerkungen über «Arbeit und Freizeit zu Hause», «Alte und neue Geselligkeit» und über seine religiöse Entwicklung.

Bayerische Blätter für Volkskunde. Mitteilungen und Materialien. Hrsg. von *Wolfgang Brückner* und *Lenz Kriss-Rettenbeck*. Jahrgang 8, 1981. Heft 1, 2, 3. – Es ist jedesmal ein Vergnügen und bedeutet eine wirkliche Bereicherung, eines dieser Hefte zu lesen, denn sie sind witzig und geistreich geschrieben und, wenn schon polemisch, dann nicht gehässig und persönlich beleidigend. Zudem sind sie erfreulicherweise in einem Deutsch abgefasst, das auch für einen «Nicht-Inner» verständlich ist. Gewöhnlich lassen sich die Aufsätze in einen grösseren Themenkreis einreihen. In Heft 1 sei hingewiesen auf die Artikel «Jeans-Mythos und Waren-Wirklichkeit» (S. 45–47), «Begriffsvernebelungen» (S. 47–49) und «Privatissimum speciale zu Autorität und Kritik» (S. 50–53); sie stammen alle von Wolfgang Brückner, der überhaupt das Gesicht dieser «Blätter» entscheidend prägt. In Heft 2 ist ein Aufsatz von ihm, der mir ganz besonders lesenswert und beherzigenswert scheint: «Die Ethnologen kommen» (S. 129–133). In Heft 3 werden zwei Hauptthemen unter verschiedenen Aspekten abgehandelt; es lohnt sich, alle Beiträge hiezu zu lesen: «Körper und Leiblichkeit» und «Denkmal und Alltag im Freilichtmuseum». Meist beschliessen die Hefte mit Personalien, Ausstellungen, Mitteilungen, Literaturhinweisen und Stellenausschreibungen. Zu beziehen bei: Institut für Deutsche Philologie, Am Hubland, D-87 Würzburg.

Hans Trümpy, Ein Beitrag zur Erforschung der Kalender und der Auswanderung in die USA. *Sandoz Bulletin*, Jahrgang 17, Nr. 59 (Basel 1981; nicht im Handel) 11–22, 22 Abb. – Als ein Ergebnis eines Forschungsprojektes des Seminars für Volkskunde an der Universität Basel über die schweizerischen Kalender des 19. Jahrhunderts ist dieser Aufsatz entstanden. Er zeigt, welche Beachtung das Thema der Auswanderung damals in der Schweiz fand mit seinen Stellungnahmen pro und contra. Trümpy behandelt – jeweils mit Beispielen – die verschiedenen Themen, welche die Leser interessierten; wir gewinnen damit einen kulturhistorisch aufschlussreichen Einblick, was an Belehrung an die Käufer der Kalender herangetragen wurde. Danach bringt Trümpy Proben von der Werbung für die Auswanderung und von den Schicksalen der Auswanderer. Ganz ausgezeichnet ist auch das Abbildungsmaterial, das verschiedenen Kalendern entnommen ist.

Jürg Simonett, Rätschen im katholischen Kirchenbrauch Graubündens. *Jahresbericht 1980 des Rätischen Museums Chur* (Chur 1981) 214–219, 5 Abb. – Eine Umfrage, die vom Rätischen Museum veranstaltet wurde, sollte die Verbreitung der Karfreitagsrätschen im Kanton Graubünden feststellen. Wo der Brauch verschwunden ist (oder nie ausgeübt wurde), wird nach den Gründen gesucht. In Gemeinden, die seit altersher katholisch sind, werden die Ratschen vielfach immer noch verwendet. Hier wurde gefragt nach den Namen (in den verschiedenen

Sprachgebieten), nach den Formen der Ratschen, nach den Orten, wo gelärmt wird, nach den Personen, welche die Ratschen bedienen, nach den Besitzverhältnissen, und nach den Meinungen, welche das Lärmen der Ratschen und das Schweigen der Glocken erklären sollten. Selten werden die Ratschen neben der Osterzeit noch für andere Gelegenheiten verwendet (so z.B. zum Wecken der Klosterschwestern in Cazis).

Elfriede Grabner, Die Trinubiumslegende. Ein apokryphes Bildmotiv auf einem steirischen Holzrelief und seine graphische Vorlage. *Volkskundliches aus dem steirischen Ennsbereich. Festschrift für Karl Haiding zum 75. Geburtstag* (Liezen 1981) 291–301, 3 Abb. – Im Grazer Volkskundemuseum findet sich ein interessantes Holzrelief «Die Heilige Sippe». Elfriede Grabner erläutert diese Darstellung durch ihren schönen ikonographischen Beitrag. Es handelt sich um die apokryphe Geschichte von der dreimaligen Heirat der hl. Anna («Trinubium»); von allen Männern hatte sie Kinder. Diese ganze «Sippe» findet ihren ersten Nachweis im 9. Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert wurde die Darstellung durch einen Konzilsbeschluss verboten. Das Grazer Relief ist die Kopie eines Kupferstiches aus der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts. Eine weitere Kopie findet sich als Bild auf Karton gemalt im Landesmuseum Joanneum. Elfriede Grabner zählt dann alle weiteren ihr bekannten derartigen Darstellungen auf. Man könnte dazu noch verweisen auf Louis Réau, Iconographie de l'art chrétien, t. II: Iconographie de la Bible, II: Nouveau Testament (Paris 1957) 141–146 «La Sainte Parenté».

Maria Kundegraber, Der Rahmzweck. Arbeitsgerät und Minnegabe. *Volkskundliches aus dem steirischen Ennsbereich. Festschrift für Karl Haiding zum 75. Geburtstag* (Liezen 1981) 193–202, 8 Abb. – Acht sehr hübsch verzierte «Rahmzwecke» – das sind Abrahmmesser aus Holz-, die sich im Steirischen Volkskundemuseum befinden, werden mit ihren reizvollen Verzierungen beschrieben und mit den gleichen Objekten im Landschaftsmuseum Schloss Trautenfels verglichen. Die Objekte waren Minnegaben, was schon aus den darauf eingeritzten Sprüchen eindeutig hervorgeht. Die Verzierungen stellen gewöhnlich religiöse und weltliche Motive dar, getrennt auf die beiden Seiten verteilt. Die weltlichen Motiven bestehen oft aus einer Frau mit Butterfass und dem Hubertushirsch.

Werner Mezger, Der Ambraser Narrenteller und ein Fresko auf der Churburg. *Das Fenster. Tiroler Kulturzeitschrift*, Heft 29 (1981) 2917–2926, 8 Abb., 1 Farbtaf. – Die von Wolfgang Pfaundler hervorragend geleitete und graphisch ebenso erfreulich gestaltete Zeitschrift bringt meist auch Aufsätze, die ein volkskundliches Thema behandeln. Wir verweisen diesmal auf den ikonographisch schönen Beitrag über den Ambraser Narrenteller aus dem Jahre 1528. Auf seinem Tellerboden sind die Motive der Narrenmutter und der Mühle dargestellt, während der Tellerrand acht einzelne Szenen zeigt, wie man die Narren aus der Welt schaffen könne (z.B. Narrenschneiden, Narrenbohren, Aussaat des Narrensamens). Vorstellungen über die Narrenidee finden sich ebenfalls auf einem Fresko auf der Churburg bei Schluderns im Vintschgau, das der Mitte des 16. Jahrhunderts zuzuweisen ist. Es zeigt ein Narrenspiel, in dem es offenbar nicht gelingt, gegen die Narrheit anzukämpfen.

Enrica Delitala, Le fonti delle fonti. A proposito della letteratura di viaggio in Sardegna. *Annali della Facoltà di Lettere e Filosofia* 39, nuova serie 2 (Università di Cagliari, 1981) 271–284. – An einer grösseren Zahl von schlagenden Beispielen weist Enrica Delitala nach, wie sardische Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts (und wahrscheinlich sind es nicht nur sardische!) frühere Quellen mehr oder weniger zuverlässig abschreiben und dabei oft Angaben verwässern, auslassen, romantisch verschönern oder auch entstellen. Als solche ausgenützten «Primärquellen» werden erwähnt G.Casalis, Dizionario geografico, storico, statistico, commerciale ... di Sardegna und A. La Marmora, Voyage en Sardaigne. Aber auch bei ihnen müsste man zuverlässig wissen, worauf sie fussen. E. Delitala liegt daran, «di richiamare l'atten-

zione sulla urgenza di una esauriente critica delle fonti». Dieser Wunsch nach erschöpfender Quellenkritik dürfte sicherlich auch für andere Länder zu begrüssen sein.

Irmgard Lackner, Das Volksbuch Bertoldo in Rumänien. Salzburg, Institut für Romanistik, Arbeitskreis für rumänische Sprache und Literatur, 1981. 65 S. (Studien zur rumänischen Sprache und Literatur, 4). – Bertoldo ist eine Schalksnarrenfigur wie der Eulenspiegel. Aus einer grösseren Arbeit über ihn ist hier ein Kapitel herausgenommen, in dem Irmgard Lackner in einer vorzüglichen Übersicht die ganze Geisteswelt der Aufklärungszeit in Rumänien darstellt und dabei dem Bertoldo verwandte Werke behandelt. Danach werden die vorhandenen sieben Handschriften beschrieben (sie stammen alle aus der Moldau), die auf dem Druck einer griechischen Übersetzung beruhen. Die gedruckte rumänische Fassung erschien 1799 in Sibiu; sie geht auf eine deutsche Vorlage zurück. Aufschlussreich für die Rezeption in den verschiedenen Ländern ist der Vergleich der rumänischen Fassungen mit den griechischen, deutschen und italienischen Vorlagen und mit ihrem Verhältnis untereinander. Dieser Abschnitt ist sehr schön herausgearbeitet.

Zmaga Kumer, Der Volksmusikant und seine Tätigkeit im slowenischen Sprachgebrauch. *Studia instrumentorum musicae popularis* 7 (Stockholm 1981) 34–36. – *Julian Strajnar*, Zur Frage der Persönlichkeit des Volksmusikanten in Slowenien. *Idem* 37–39. – Zumaga Kumer gibt in einer reizvollen Untersuchung alle nachweisbaren slovenischen Ausdrücke für Spielensembles, einzelne Spieler, Musikinstrumente, für die Tätigkeit der Musikanten und für ihren Widerhall in Personen- und Flurnamen. Sie zeigt, wie Etymologie und Sprachgebrauch Rückschlüsse darauf zulassen, welche Musikinstrumente in früheren Zeiten häufig gespielt wurden und grösseres Aussehen genossen und welche Rolle die Musikanten in der Gesellschaft spielten. – Im Anschluss daran geht Julian Strajnar auf die Frage ein, wann jemand, der auf einem Musikinstrument spielt, Volksmusikant genannt werden darf und wer in Slovenien als solcher betrachtet und anerkannt wird. Der Volksmusikant spielt nicht nur für den Tanz auf, sondern z.B. auch am Hochzeitszug oder an Masken- und Neujahrsumzügen. Wenn er auch Achtung als Musikant geniesst, so ist sein Ansehen als Mensch gering. Es ergeben sich für ihn neue Aufgaben in der Nachkriegszeit.

Tivadar Petercsák, Hegyköz. Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1978. 116 S., 55 Abb., Musikbeispiele. Deutsche Zusammenfassung. (Borsodi Kismonográfiák, 6). – Hegyköz ist ein Gebiet im Nordosten von Ungarn mit 21 Dörfern, von denen einige von slovakischen Forst- und Glashüttenarbeitern gegründet wurden. Das Gebiet weist heute noch manche archaische Züge auf. Betrieben wurde vor allem Waldwirtschaft, daneben etwas Ackerbau und Viehzucht. Zur Ergänzung kam das Wandergewerbe hinzu: Wanderglaser und Drahtbinder (Pfannenflicker). Von den Bräuchen sind die sog. Fahnenbestattung bei jung verstorbenen Burschen und Mädchen (vor dem Sarg werden Fahnen aus Tüchern, Blumen und Bändern getragen) und die Masken beim Bethlehemspiel zu erwähnen.

Árpád Lajos, Nemesek és partiak Szuhafőn [«Adlige» und «Kleinbauern» in Szuhafő]. Miskolc, Herman Ottó Múzeum, 1979. 70 S., 13 Abb. Deutsche Zusammenfassung. (Borsodi Kismonográfiák, 8). – István Tálasi hat das Vorwort geschrieben, in dem er sich mit der Forschungsgeschichte von Dörfern und Volksgruppen adliger Herkunft in Ungarn beschäftigt. Es ist ein interessantes, gesellschaftlich-ethnologisches Problem, weil die Angehörigen des Kleinadels zwar adliger Herkunft waren, in der Tat jedoch nur Kleinbauern, oft sogar nur Taglöhner. Trotzdem zeigten sich auf allen Gebieten des täglichen Lebens Unterschiede zwischen den armen «Bauern» und den adligen «Landwirten». Diese werden in der vorliegenden Studie detailliert herausgehoben; die Angaben stammen aus den 50er Jahren unseres Jahrhunderts. Wildhaber

Kataloge

Ballenberg. Schweizerisches Freilichtmuseum für ländliche Bau- und Wohnkultur. Führer durch das Schweizerische Freilichtmuseum, Auflage 1980. CH–3855 Brienz, Schweiz. Freilichtmuseum Ballenberg, 1980. 114 S., zahlreiche Abb., Pläne und Grundrisse, 1 Gesamtplan. Text: *Max Gschwend.* – Max Gschwend hat zu seinem Museum, das in der Hauptsache allein seinem Einsatz zu verdanken ist und das von ihm geplant und gestaltet wurde, einen vorzüglichen Führer geschaffen. Beherzigenswert ist ganz besonders seine Einleitung, in der er die Vorstellungen für die Ausführung von Ballenberg erläutert. Er betont auch – und dies durchaus mit Recht, wie der Rezensent aus eigener Kenntnis bei der Vorbereitungsarbeit für das Museum weiss – die Notwendigkeit einer streng wissenschaftlichen Arbeitsweise, wie sie unter ihm immer gegeben war, und wie sie auch von der Arbeitsgemeinschaft europäischer Freilichtmuseen und schon seinerzeit auf einem Kongress von Museumsfachleuten 1957 (von der Icom veranlasst) in Dänemark und Schweden gefordert wurde. Es ist nicht unnötig, dies zu sagen, weil das Abgleiten in die Unwissenschaftlichkeit nach Gschwends Rücktritt immerhin im Bereich der Möglichkeit liegen könnte. – Von den im Vollausbau vorgesehenen 13 Baugruppen kann der Führer bereits vier mit 25 Objekten vorführen. Für jede Gruppe gibt Gschwend eine Einleitung, die historische Daten bringt und eine Gesamtcharakteristik bietet. Daran schliesst sich eine ausführliche Beschreibung der einzelnen Objekte mit Photos und Plänen an.

Neuruppiner Bilderbogen. Katalogbearbeitung von Theodor Kohlmann. Mit einem Beitrag von Peter-Lutz Kindermann. Berlin, Museum für Deutsche Volkskunde, 1981. 180 S., 16+196 Abb., 4 farbige Nachdrucke von Bilderbogen. (Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, 7). – Das Museum für Deutsche Volkskunde in Berlin besitzt über 1200 Neuruppiner Bilderbogen; 196 davon sind für eine Ausstellung ausgewählt. Der Katalog bringt die Abbildungen mit den dazugehörigen Angaben von allen diesen ausgewählten Bildern. Überdies findet sich im Katalog ein Verzeichnis des Gesamtbestandes der im Museum vorhandenen Neuruppiner Bilderbogen. Es soll damit ein Sammlungskomplex des Museums als Bestandesverzeichnis veröffentlicht werden. In der Einleitung gibt Kohlmann einen vorzüglichen Überblick über die drei berühmten Neuruppiner Bilderbogenfabriken Gustav Kühn (mit sehr nützlichen Angaben über die Numerierung der Serien und einzelnen Bogen), Oehmigke & Riemschneider und F. W. Bergemann (der vor allem religiöse Bilder herausgab). Die Auswahl möchte einen Beitrag zur Kulturgeschichte des preussischen Ortes Neuruppin leisten. Sie ist gegliedert in sechs Themengruppen: Krieg und Frieden, Fürsten und Forscher, Bilder für fromme Christen (u.a. Himmelsbrief, Haussegen, breiter und schmaler Weg), Genrebilder (u.a. Der Baum der Liebe, Weibermühle), Bildergeschichten (z.B. Flugblattlied, Illustrationen zu Volksbüchern), Bastel-, Spiel- und Unterhaltungsbogen. Der Katalog bildet einen schönen, willkommenen Beitrag zum Thema der populären Druckgraphik.

Aktuelles vom Tage. Die Bilderbogen als Bilderzeitung für jedermann. Berlin, Pädagogischer Dienst der Staatlichen Museen Preussischer Kulturbesitz, 1981. 24 S., 11 Abb. Text von Udo Piekarek. – Einer knapp gefassten Einführung über die Aktualitätenbogen und ihre Techniken folgt ein kurzer Überblick über das Verlagshaus Gustav Kühn in Neuruppin. Seit 1830 brachte es Bilderbogen zu aktuellen Tagesereignissen heraus; ihm folgte 1835 der zweite bedeutende Neuruppiner Verlag Oehmigke und Riemschneider. Als besonders erfolgreich erwiesen sich die Schlachtenbilder «Vom Kriegsschauplatz».

Handwerker in Berlin – heute. Eine Fotodokumentation. Berlin, Museum für Deutsche Volkskunde, 1981. 32 S., 32 Fotos. (Kleine Schriften der Freunde des

Museums für Deutsche Volkskunde, 4). – In diesem kleinen Heft soll die Situation des Handwerks in einer modernen Gross-Stadt gezeigt werden, wobei es nicht um eine systematische Darstellung oder um eine nostalgische Soziologie geht, sondern einfach um mehr oder weniger zufällige, teilweise sehr geschickt gemachte Fotos von Studenten der Berliner Hochschule der Künste. Der Begriff «Handwerker» ist sehr weit gefasst, sind darunter z.B. doch auch Automechaniker, Friseur, Fischer, Orgelbauer, Geigenbauer, Optiker verstanden. Wolf Lücking, der Professor der Studenten, hat ein gescheites, sehr ansprechendes Vorwort geschrieben.

Steiermärkisches Landesmuseum Joanneum. Aussenstelle Stainz. Katalog Nr. 6: Holz. Naturformen. Sonderausstellung 5. August–31. Oktober 1981. A–8510 Schloss Stainz. 52 S., wovon 15 Bildtafeln. – *Maria Kundegraber* und *Dieter Weiss* (der Nachfolger von Maria Kundegraber als Leiter der Aussenstelle Stainz) haben den Katalog und die Ausstellung gestaltet. Sie umfasst 243 Nummern; ein Teil der Geräte sind in der ständigen Dauerausstellung zu sehen. Die übrigen sind gegliedert in die Abschnitte Werkzeug, ausgehöhltes Holz, naturgeformtes Holz. Als anregende Literatur für die Ausstellung führt Maria Kundegraber die Arbeiten von A. Bielenstein, Torsten Gebhard, Reinhard Peesch und Gertrud Benker an, zu denen neuerdings auch Karl Haiding zu zählen ist.

Österreichisches Museum für Volkskunde. Ausstellung im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee. Volkskunst des slowenischen Alpenlandes. Katalog. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1981. 46 S. Text und 16 Bildtafeln. – Im Vorwort gibt Klaus Beitl einen Überblick über die Darstellung Sloveniens durch österreichische Forscher und erläutert kurz die Bedeutung der slovenischen Bestände im Besitz des Wiener Volkskundemuseums. Sehr einfühlend führt sodann Gorazd Makarovič aus Ljubljana in die verschiedenen Bereiche volkskünstlerischer Gestaltung in Gorenjsko, dem slovenischen Oberland, ein, indem er die Volkskunst aus der historischen und sozialen Entwicklung des Landes erklärt. Der Katalog enthält 217 Nummern aus fünf slovenischen Museen und 16 schöne Aufnahmen im Bildteil.

Institut für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Alte und neue Heimat. Die Auswanderung der Burgenländer nach Amerika. Eine Ausstellung der Kulturabteilung des Amtes der Burgenländischen Landesregierung. Katalog. Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 1981. 36 S. – Im Vorwort geht Klaus Beitl in sehr persönlichen Erinnerungen auf seine Beziehungen zum Burgenland und den burgenländischen Auswanderern in USA ein. Die Einleitung und den Katalog verfasste Michael Martischnig unter Benützung des Buches von Walter Dujmovits «Die Amerikawanderung der Burgenländer» (Stegersbach/Burgenland, 1975). Nützlich ist die «weiterführende Literaturliste in Auswahl» am Schluss. Leider ist der Druck billig und schlecht.

Nakit na tlu sjeverne Dalmacije od prapovijesti do danas. Parures dans la Dalmatie du Nord depuis la préhistoire jusqu'à nos jours. Izložba – Exposition. Zadar, Etnografski muzej, 1981. 222 S., Abb. im Text u. 48 Taf. – Dieser umfangreiche Katalog enthält fünf Einführungsaufsätze von verschiedenen Verfassern, jeweils mit Karten, Textabbildungen, Literaturlisten und französischen Zusammenfassungen. Die Aufsätze bieten Übersichten über Frauen- und Männerschmuck aus prähistorischen Epochen, der Römerzeit, dem Mittelalter, aus einem am Ende des 16. Jahrhunderts versunkenen Schiff und dem volkstümlichen Schmuck des 19. und 20. Jahrhunderts. Dieser Teil, verfasst von Olga Oštrić, einer ausgezeichneten Kennerin der Volkskunde aus dem Gebiet von Zadar und den vorliegenden Inseln, ist für den Volkskundler wichtig; es werden die beiden kulturell verschienen Gebiete des dinarischen Hinterlandes und der adriatischen Zone in ihren Einzelheiten genau beschrieben. Wildhaber